

ORIENTIERUNG

Nr. 4 58. Jahrgang Zürich, 28. Februar 1994

WENN ES IHNEN gelingen wird, Bosnien in diese idiotischen Kantone aufzuteilen, dann wird es dort kein normales Leben geben. Ich hoffe, daß es nicht gelingen und daß Bosnien ein unabhängiger Staat werden wird.» Die Kriegsrealität im Winter 1993/1994 hat die Wünsche von Davor Korić, aus dessen Brief vom 12. August 1992 die oben stehenden Zeilen entnommen sind, schon längst zunichte gemacht. Am 3. Oktober 1992 schreibt der Theater- und Fernsehautor aus dem seit Wochen von den Serben belagerten Sarajevo: «Es ist eine Tatsache, daß die Welt, die am Anfang Entschiedenheit hinsichtlich unserer Rettung gezeigt hat, sich nun doch für eine Verminderung unseres Unglücks entschieden hat und nicht für eine gerechte Lösung: das Stoppen des Aggressors mit Gewalt und die Verhinderung des Krieges.»

Stationen einer europäischen Tragödie

Es fällt einem deutschen Beobachter der absurden Metzelei schwer, aus dem Scherbenhaufen zwischen Zagreb und Goražde irgendeine erleuchtende Erkenntnis zu ziehen. Die wirre Häufung von Greuelthaten, die Schändung unschuldiger Zivilisten durch die kriegsführenden Soldatesken, die verzweifelt-hilflosen Schlichtungsversuche von internationalen Organisationen, deren demokratisch-institutionelle Strukturen dem zynischen Vernichtungswillen vor allem der serbischen Aggressoren nicht gewachsen sind und die diplomatische Unfähigkeit der Großmächte – all diese Faktoren haben, gemeinsam mit einer erschreckenden Unkenntnis der historischen Prozesse und aktuellen politischen Konstellationen dazu beigetragen, daß ein wachsendes Bedürfnis nach Aufklärung über die Hintergründe der Entstehung des Kriegsschauplatzes auf dem Balkan entstanden ist. Der vorliegende Sammelband¹ hat den Anspruch, historische Analysen mit politologischen, völkerrechtlichen und psychomentalen Fragestellungen zu verbinden, wobei unterschiedliche Standpunkte und Interpretationsansätze aus der Sicht einzelner am Konflikt beteiligter Nationen bzw. deren Vertreter zu Wort kommen.

In drei größeren geschichtlichen Abhandlungen (*Ludwig Steindorff*: Von der Zeit vor der Staatsbildung Jugoslawiens bis zur Krise der achtziger Jahre; *Gojko Borić*: Kroatien und Jugoslawien. Ein Abriss historischer Erfahrungen und *Rexhep Ismajli*: Die Albaner im ehemaligen Jugoslawien) entwickeln deren Verfasser Szenarien für die Ursachen des Zerfalls von Jugoslawien. Steindorff konstatiert, daß bis Mitte der achtziger Jahre durchaus Chancen bestanden hätten für den Erhalt des föderalistischen Gebildes Jugoslawien. Erst die serbische Machtgruppe um Milosević habe das Gleichgewicht der Kräfte um 1986 zerstört. Borić hingegen spricht von einem unausweichlichen und längst überfälligen Zerfall Jugoslawiens und plädiert für eine «skandinavische» Lösung mit einer völkerrechtlich abgesicherten Beziehungsvariante zwischen den ehemaligen verfeindeten Völkern. Ismajli kommt zu dem Ergebnis, daß nach der Auflösung der föderalistischen Republik Jugoslawien keine Übertragung der Rechte von Serbien auf Kosova, der meist von Albanern besiedelten autonomen Region im Süden von Serbien, mehr möglich sei. Daß mit der Inanspruchnahme von Selbstbestimmungsrechten der einzelnen Völker im ehemaligen föderalistischen «Bund» eine Einschränkung der staatlichen Souveränität verbunden ist, zeigt *Stefan Ulrich Pieper* in seinem Beitrag zu den völkerrechtlichen Implikationen des Großkonflikts auf dem Balkan. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß der Zerfall Jugoslawiens nicht nur «in erschreckender Weise die Unvollkommenheit der internationalen Rechtsordnung (zeigt)», sondern auch die Unfähigkeit des internationalen Krisenmanagements offenbare. Aus politologischer Sicht wirft *Heinz-Günther Stobbe*, Friedensforscher mit Lehrstuhl an der Universität Münster, in vier Thesen der westlichen Politik vor, sie habe in jeglicher Hinsicht versagt, weil sie keine präventionsrelevante Analyse der Situation nach dem Tode Titos vorgenommen habe. Darum sei es auch zu

ZEITGESCHICHTE

Stationen einer europäischen Tragödie: Das ehemalige Jugoslawien im Kriegswinter 1993/1994 – Verhinderung von Gewalt und Krieg oder Suche nach einer gerechten Lösung – Historische Analysen, verknüpft mit politologischen, völkerrechtlichen und psychomentalen Fragestellungen – Chancen der Intellektuellen bei der Friedenssuche.

Wolfgang Schlott, Bremen

MIGRATION

Schlechte Aussichten? Zu *H. M. Enzensbergers* «Die Große Wanderung» und «Aussichten auf den Bürgerkrieg» – Weltweite Wanderungs- und Fluchtbewegungen – Instrumentalisierung dieser Themen in innenpolitischen Auseinandersetzungen und in Wahlkämpfen – Die Sozialethik angesichts von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus – Die Stellungnahme von *H. M. Enzensberger* – Markierungen einer Problemstellung und Entwurf einer Perspektive – Kritik am ethischen Universalismus – Kluft zwischen der suggestiven Rhetorik und der mangelhaften Stichhaltigkeit der Argumente – Die Denkfigur des moralischen Dilemmas – «Das Boot ist voll» – Zerfall rechtsstaatlicher Verhältnisse und die Gefahr des Bürgerkrieges – Mangelnde Erklärungen für das Entstehen eines organisierten Rechtsextremismus – Die Logik des Kapitals und «der überflüssige Mensch» – Ethik nach dem Ende der großen Entwürfe?

Walter Lesch, Fribourg

PASTORALTHEOLOGIE

Das Bett des Prokustes: Pastoraltheologie als Theorie kirchlichen Handelns – Zwei Grundmodelle der Systematisierung – Tätigkeit der Kirche als Fortführung der drei Ämter Christi – Verkündigung, Liturgie und Diakonie als die drei Grundfunktionen der Kirche – Zur Diakonie-Vergessenheit der Drei-Ämter-Lehre – Der Verdacht des Leitungsverlustes – Zum Zusammenhang von Erkenntnis und Interesse.

Markus Lehner, Linz

LITERATUR

«Brasilien ist einbeinig»: *Moacyr Sclairs* Roman-Biographie über *Oswaldo Cruz* – Ausbildung am Institut Pasteur in Paris – Erfolgreicher Kampf gegen die Beulenpest in Brasilien – Naturwissenschaftliche Medizin und Modernisierung in Brasilien – Kampf gegen Rattenplage und Pocken – Kampf gegen den Impfwang – Der Arzt als Sündenbock – Die literarische Figur des einbeinigen Saci – Zivilisation als dünne Schicht über der Barbarei – Kollaps der Moderne und die wachsende Kluft zwischen arm und reich.

Albert von Brunn, Zürich

der folgenschweren Fehleinschätzung der Konfliktursachen und der Konfliktstruktur gekommen, wie z. B. die Funktion der jugoslawischen Armee, die in die kommunistische Partei integriert ist und von daher alle hohen Offiziere mit großer Machtfülle ausstattet. Noch schwerwiegender seien die gegensätzlichen Deutungen des Jugoslawien-Konflikts in den einzelnen westlichen Staaten gewesen, deren Ursachen in den jeweils eigenen historischen Perspektiven zu suchen sind. Die Folge davon sei der Interventionsverzicht, der auf politische Rücksichten zurückzuführen sei.

Die übrigen vier Beiträge versuchen die Chancen der kritischen Intellektuellen in den einzelnen ehemaligen Staaten der Föderation Jugoslawien bei einer Friedensstiftung auszuloten. *Dunja Melčić* beklagt die angeblich vorherrschende kroatenfeindliche Publizistik in West- und Mitteleuropa, die die «kritische Auseinandersetzung im Land selbst sehr schwer» mache. *Svetlana Slapšak* analysiert die serbischen Alternativen, die sich als Gegenpole zu dem symbolischen und faktischen Krieg der Militärs gegen die «Abtrünnigen» auskristallisieren könnten und muß gestehen, daß die «Opposition... sich, sei es aus

¹ A. Bremer, Hrsg., Jugoslawische (Sch)erben. Probleme und Perspektiven. fibre Verlag, Münster/Westf.-Osnabrück 1993, 207 Seiten, DM 24.–

Ekel oder aus Angst, den falschen Größen nicht in den Weg gestellt» habe. *Mario Kopic* meditiert über die Chancen einer Versöhnung der untereinander heillos verfeindeten Völker und appelliert an die Solidarität der Schwankenden (Jan Palach), die alle die gemeinsame Erfahrung des Unglücks gemacht hätten und sich nunmehr auf ein übernationales Weltethos der sich gegenseitig Verzeihenden berufen müßten. Eine eindeutige Schuldzuweisung nimmt *Jelena Volić-Hellbusch* vor, indem sie zu Recht der serbischen Regierung und den serbischen Intellektuellen vorwirft, daß sie die großserbischen territorialen Ansprüche systematisch angemeldet hätten. Obwohl in der Fortsetzung der Kriegshandlungen alle Beteiligten Greuelthaten verübt hätten, müsse dieser Tatbestand Gegenstand einer europäischen öffentlichen Diskussion sein.

Die kommentierten Beiträge des Sammelbandes erweisen sich als produktive Denkanstöße in einem hoffnungslos verfahrenen Krieg, dessen Auswirkungen ganz Europa treffen.

Wolfgang Schlott, Bremen

Hinweis: Arbeitsgruppe «Sicherheitspolitik» der Deutschen Kommission *Justitia et Pax*, Hrsg., Der Konflikt im ehemaligen Jugoslawien. Vorgeschichte, Ausbruch und Verlauf. Nichtmilitärische und militärische Interventionsmöglichkeiten aus ethischer und politikwissenschaftlicher Sicht. (Arbeitspapier Nr. 66). Bonn 1994. (Red.)

SCHLECHTE AUSSICHTEN?

Zu H. M. Enzensbergers «Die Große Wanderung» und «Aussichten auf den Bürgerkrieg»

Zu den großen Herausforderungen unserer Zeit gehören die weltweiten Migrationsbewegungen, die Wanderung von Arbeitskräften und die Flucht von Menschen aus Bürgerkriegsgebieten. Zugleich sind dies emotional besetzte Themen politischer Debatten und demagogischer Stimmungsmache. Ausländer- und Asylpolitik werden in einer höchst bedenklichen Weise in Wahlkämpfen instrumentalisiert, um von anderen Problemen abzulenken. Wenn es den genannten Themen schon nicht an Brisanz und Publizität mangelt, so ist doch das Fehlen tiefschürfender Analysen und durchdachter Stellungnahmen auffällig. Gewiß, es gibt eine beachtliche sozialwissenschaftliche Migrationsforschung, die international vernetzt ist.¹

Die Sozialethik hat sich jedoch bisher mit größeren Beiträgen zurückgehalten.² Das könnte nicht zuletzt daran liegen, daß die prinzipielle ethische Bewertung des Problems für so selbstverständlich gehalten wird, daß es sich eigentlich erübrigt, viele Worte darüber zu verlieren. Fremdenfeindlichkeit und Rassismus rufen moralische Empörung hervor. Das gilt auch für Bürgerkriege, z. B. im ehemaligen Jugoslawien. Spontane moralische Empfindungen angesichts dieses Wahnsinns sind Unverständnis und Angst, Wut und Protest, aber auch Ohnmacht und Verzweiflung. Was können wir der rechtsradikalen Gewalt entgegensetzen? Wie können wir in den Kriegsgebieten intervenieren? Fragen dieser Art sind Ausdruck einer intellektuellen Hilflosigkeit, die aber immer noch sympathischer ist als der Zynismus, mit dem solche Fragen manchmal schon als naiv belächelt werden.

Fragmentarische Versuche

Einer der wenigen Intellektuellen, die sich auf das Thema eingelassen haben, ist Hans Magnus Enzensberger, der in den beiden vergangenen Jahren zwei Essays publiziert hat, die größte Aufmerksamkeit verdienen: «Die Große Wanderung,

Dreiunddreißig Markierungen»³ und «Aussichten auf den Bürgerkrieg».⁴ Der erste Text endet mit einer Fußnote. «Über einige Besonderheiten bei der Menschenjagd» als Reaktion auf die rassistischen Verbrechen in Deutschland seit 1991. Der zweite Text bezieht sich auf aktuelle Bürgerkriegssituationen, auf den Verlust ziviler Umgangsformen, der nicht nur auf dem Balkan zu beklagen ist, sondern auch dort, wo Minoritäten in Rechtsstaaten um ihr Leben fürchten müssen. Insofern besteht zwischen den beiden Texten ein enger inhaltlicher Zusammenhang. Bemerkenswert ist die Form, die mit der Bezeichnung *Essay* nur unzureichend beschrieben ist. Sie trifft vielleicht noch am ehesten auf das zweite Buch zu, das sich in zwölf Kapitel gliedert, die mit Überschriften versehen sind. Den Text des ersten Buches charakterisiert Enzensberger als «Markierungen»: 33 zum Teil recht kurze Abschnitte, die zwar eine klare Argumentationslinie ergeben, aber doch nicht die Geschlossenheit einer systematischen Abhandlung anstreben. Die offene Struktur ist die große formale Stärke beider Bücher, die nicht mehr sein wollen als «Markierungen» und «Aussichten». Wer mehr beansprucht, hätte die universale Formel zur Lösung aller großen Probleme gefunden. Enzensberger weiß sehr genau, daß er sich auf einem unsicheren Terrain bewegt: «Ein linearer Diskurs über dieses Thema läßt sich nicht führen. Wer nur die eine Position behaupten will, schürt den Konflikt. Einen archimedischen Punkt gibt es nicht. Ich habe ein intellektuelles und moralisches Minenfeld betreten. Ich bewege mich vorsichtig. Aber ich weiß, daß ich mich bestenfalls orientieren, daß ich aber das Feld nicht räumen kann. Ich bin mit niemandem einverstanden, nicht einmal mit mir selber.» (AB 62f.) Enzensberger wendet sich gegen die «universalistische Rhetorik» und die «Selbstgerechtigkeit» der Moralapostel (GW 52), die ihr mutiges verbales Eintreten für Fremde mit der politischen Lösung von komplexen Konflikten verwechseln. «Daß sich eine selbsternannte Minderheit von Gerechten ein anderes Volk wünscht, mag ihrem erzieherischen Ehrgeiz entsprechen. Ein Sinneswandel wird sich aber durch moralische Erpressung kaum erziehen lassen.» (GW 54)

¹ Ein wichtiges Organ dieser wissenschaftlichen Arbeit auf europäischer Ebene ist die vom Berliner Institut für Vergleichende Sozialforschung herausgegebene Zeitschrift «Migration. A European Journal of International Migration and Ethnic Relations».

² Vgl. jedoch das Themenheft «Menschen auf der Flucht» der Sektion Moraltheologie von Concilium 29 (1993), Heft 4.

³ Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1992. 76 S. Zitiert mit dem Kürzel GW.

⁴ Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1993. 97 S. Zitiert mit dem Kürzel AB.

Kritik am ethischen Universalismus

Enzensbergers Texte provozieren durch ihren desillusionierenden Gestus und die Warnung vor einer «fortwährenden ethischen Selbstüberforderung» (GW 55). Der Spott des Autors gilt den linken Weltverbesserern und den Vertretern der Kirchen, die es bei ihrem die ganze Welt umarmenden Pathos mit den Tatsachen nicht so genau nehmen. Insofern paßt Enzensbergers Diskussionsbeitrag sehr genau zu einer Stimmung, die sich nach dem Ende der staatlich verordneten oder heroisch behaupteten Ideologien ausgebreitet hat und die von universaler Verantwortung und Solidarität nichts mehr wissen will. Realismus und nüchterne Analysen sind angesagt, nicht humanitäre Gefühlsduselei und pseudo-universalistisches Gerede. Wenn sich linke und christliche Theoretiker durch eine solche Schelte angesprochen und irritiert fühlen, kann das nicht schaden. Jedenfalls wäre es unfair, den Nonkonformisten Enzensberger in die konservative Ecke zu stellen, nur weil er für den Traum von einer gerechten Weltgesellschaft unbequem ist. «Im übrigen ist der politische Wille zu einer globalen Umverteilung nirgends zu erkennen. Ein halbes Jahrhundert sogenannter Entwicklungspolitik läßt alle Hoffnungen auf eine solche Kehrtwendung utopisch erscheinen.» (GW 64)

Enzensbergers bohrende Fragen sind eine Herausforderung für eine christliche Ethik, die ihr Plädoyer für die Einhaltung der Menschenrechte für besonders revolutionär hält und über die Wirkungslosigkeit ihrer Appelle zu wenig nachdenkt. «Moralische Forderungen, die in keinem Verhältnis zu den Handlungsmöglichkeiten stehen, führen am Ende dazu, daß die Geforderten gänzlich streiken und jede Verantwortung leugnen. Darin liegt der Keim einer Barbarisierung, die sich bis zur wütenden Aggression steigern kann.» (AB 79) Mit dieser Denunzierung des Universalismus hat Enzensberger den Bogen nun doch überspannt. Denn der Schluß von der Ohnmacht des Sollens auf den Keim der Verantwortungslosigkeit ist keineswegs zwingend. Vor allem verrät uns der Autor nicht, wo er denn eine Alternative zu angeblich folgenlosen Menschenrechtsgedanken sieht. Bleibt nur die zaghafte Hoffnung auf ein zivilisatorisches Minimum, das es hier und dort auf diesem Globus ermöglicht, die Brötchen einzukaufen, ohne das Opfer von Heckenschützen zu werden?

In den bei einer ersten Lektüre verblüffend einleuchtenden Texten deckt sich die suggestive Rhetorik nicht immer mit der Stichhaltigkeit der Argumente. Wenn es zutrifft, daß beide Bücher auf einem starken antiuniversalistischen Affekt basieren, dann ist nicht auszuschließen, daß Enzensberger einem Mißverständnis aufgesessen ist, das freilich durch die argumentative Schwäche von Solidaritätsappellen nahegelegt ist. Gegen jeden Aufruf zu weltweiter Verantwortung läßt sich selbstverständlich einwenden, man solle doch zunächst einmal vor der eigenen Haustüre kehren bzw. den Brand im eigenen Haus löschen (AB 91). Gegen die Notwendigkeit einer umfassenderen Konfliktlösung ist damit aber noch nichts gesagt. Die *Maxime First things first* ist eine logische Trivialität mit fatalen Folgen, wenn sie dazu verleitet, gar nicht mehr über den eigenen Gartenzaun hinausschauen zu wollen.

Hans Magnus Enzensberger plädiert für einen Abschied von den «moralischen Allmachtsphantasien» (AB 86) und für Abstufungen in der Verantwortlichkeit. Das sei nicht Relativismus, sondern Realismus, da doch insgeheim jeder wisse, «daß er sich zuallererst um seine Kinder, seine Nachbarn, seine unmittelbare Umgebung kümmern muß. Selbst das Christentum hat immer vom Nächsten und nicht vom Fernsten gesprochen.» (AB 87)⁵ Gegen diese Intuition wird kaum jemand etwas einwenden. Es leuchtet ein, daß die Prioritäten der

⁵ Die Parallelen zur neueren kommunitaristischen Sozialphilosophie sind offensichtlich. Vgl. Axel Honneth, Hrsg., *Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften*, Campus, Frankfurt a.M.-New York 1993; Micha Brumlik, Hauke Brunkhorst, Hrsg., *Gemeinschaft und Gerechtigkeit*, Fischer, Frankfurt a. M. 1993.

Deutschen im Einsatz gegen die Gewalt in Hoyerswerda, Rostock, Mölln und Solingen liegen sollten und nicht in Somalia (AB 90). Doch ist die primäre Verantwortung für das eigene Haus grundsätzlich gegen eine Verantwortung in größeren Zusammenhängen auszuspielen?

Dilemmastrukturen

Der Autor bedient sich der Denkfigur des moralischen Dilemmas, das auch in der empirischen Moralforschung benutzt wird, um Stufen des Urteilens zu untersuchen. Alle ethisch relevanten Verteilungskonflikte münden letztlich in einer tragischen Auswahl wie bei der Logik der *Triage*, dem Aussortieren von Verwundeten bei begrenzten medizinischen Versorgungsmöglichkeiten (AB 88f.). Schon in der «Großen Wanderung» hatte Enzensberger diesen Konflikt am Beispiel des Rettungsboot-Dilemmas verdeutlicht, da die Metapher vom vollen Boot im Kontext der Migrationspolitik bekanntlich eine große Rolle spielt (GW 25ff.). Allerdings hatte der Autor im früheren Text das Triage-Problem beim Rettungsboot-Beispiel noch sehr kritisch gesehen. Er räumte ein, daß die bloße Behauptung «Das Boot ist voll» überprüft werden könne, so daß sich unter Umständen die These begründen lasse, daß das Boot noch nicht voll sei.⁶ Außerdem kritisierte er die perfide Verdrehung der Metapher durch die Eingesessenen, die den Eindruck erwecken, sie selbst seien bedauernswerte *boat people*, deren Boot von Eindringlingen zum Kentern gebracht werde. Es ist also nicht ganz konsistent, einerseits auf der unerbittlichen Logik des Triage-Prinzips zu beharren, andererseits aber den populistischen Mißbrauch eben dieses Prinzips zu entlarven.

Mir scheint, daß sich Enzensberger mit seiner scharfen Kritik an der regulativen Idee universaler Solidarität und mit der rhetorischen Verwendung der Dilemmastrukturen auf ein gefährliches Spiel einläßt, in dem er selbst zum Opfer der Antinomien wird, die er ja durchaus nicht nur konstruiert hat, sondern die real vorhanden sind. Letztlich urteilt Enzensberger als aufgeklärter Intellektueller eben doch aus einer universalistischen Perspektive, auch wenn er das nicht zugeben will. Ethischer Universalismus meint ja nicht den objektiven Standpunkt, der es erlaubte, die Erde mit feinsten Meßinstrumenten aus der Perspektive eines anderen Planeten zu betrachten. Eine Ethik des wechselseitigen Respekts verlangt lediglich die Einfühlung in den Standpunkt des anderen und die Erwägung von dessen berechtigten Interessen. Damit wäre für das Verständnis des Fremden schon viel gewonnen.

Die anti-universalistische Spitze der Essays ändert nichts an der Tatsache, daß Enzensberger eine Fülle von Argumenten zusammengetragen hat, die gegen eine restriktive Ausländerpolitik anzuführen sind. Seine Überlegungen zu den Geschichtsmymen der Nationen (GW 15ff.), zur Dialektik von Selbst- und Fremdzuschreibung (GW 18ff.), zur Ökonomie der Migration (GW 21ff.) und zur Geschichte des Asylrechts (GW 42ff.) sind Meisterstücke politischer Aufklärung. Die scharfsinnigen Überlegungen zur Logik des Weltmarkts, der keine partikularen Rücksichten nimmt und die Menschen als Arbeitskräfte mobilisiert, sollten aufgegriffen und in einer künftigen Wirtschaftsethik der Migration vertieft werden. Denn auch dies ist ein zentraler Aspekt der Dilemmastruktur der Großen Wanderung: warum soll eine universalistische Ethik zur Folgenlosigkeit verurteilt sein, wenn sie es auf der ökonomischen Ebene mit einem hochgradig universalistischen Phänomen zu tun hat? Das liberalistische Interesse an Profitmaximierung kennt keine nationalen oder ethnischen Grenzen. Eine grausame Folge *dieser* Art von Weltbürgertum läßt sich dann aber auch so auf den Punkt bringen: «Wo die Konten stimmen, versiegt wie durch ein Wunder der Fremdenhaß. (...) Fremde sind um so fremder, je ärmer sie sind.» (GW 37)

⁶ Vgl. Rupert Neudeck, *Asyl. Warum das Boot nicht voll ist*, Patmos, Düsseldorf 1993.

Differenzierungen und Abschwächungen

Obwohl Enzensberger in seinen Analysen gelegentlich sehr weit geht, schwächt er viele zugespitzte Thesen dann doch wieder durch vorsichtige Differenzierungen ab. So plädiert er etwa für eine klare Unterscheidung zwischen Fragen der Einwanderung und Fragen des Asylrechts und thematisiert den Mißbrauch des individuellen Rechts auf Asyl. Im Vorfeld der Änderung des Artikels 16 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland dürfte dieses Argument 1993 sehr willkommen gewesen sein. Enzensbergers Position bleibt so sehr in der Schwebe, daß sie für widersprüchliche Interessen ausgeschlachtet werden kann. Man mag die Ausgewogenheit wohlwollend als intellektuelle Redlichkeit bezeichnen; das ändert aber nichts daran, daß ihre Orientierungskraft abgeschwächt ist. Selbstverständlich trifft es zu, daß die Möglichkeiten sozialstaatlicher Versorgung nicht grenzenlos sind. Dieses Problem soll keineswegs tabuisiert werden. Aber es gibt leider auch den Kipfeffekt, der sehr schnell ausgelöst wird, wenn die Einwanderer und Asylsuchende als Sündenböcke für die ungelösten strukturellen Probleme des Sozialstaats herhalten müssen. Ähnlich funktioniert Enzensbergers Skepsis angesichts des modischen Lobs multikultureller Buntheit, dem er entgegenhält, daß sich Vielvölkerstaaten immer als labil und unberechenbar erwiesen hätten (GW 60).⁷ Für eine solche These dürfte dem Autor der Applaus von der falschen Seite sicher sein.

Wie schon die «Fußnote» im Anschluß an die 33 Markierungen zeigt, gilt Enzensbergers Sorge der Aushöhlung des demokratischen Rechtsstaates, der offensichtlich nicht in der Lage ist, den wahnsinnigen Menschenjägern das Handwerk zu legen. Mit beißendem Spott übergießt der Autor jene, die statt Strafe Therapie fordern und sich einfülsamer über die Täter als über die Opfer äußern (GW 72ff.). In den «Aussichten auf den Bürgerkrieg» wird dieser Aspekt ausführlich aufgegriffen. Mit dem übertriebenen Verständnis für die miserablen Sozialisationsbedingungen der rechtsextremen Täter werde «das Verbrechen aus der Welt geschafft, weil es keine Täter mehr gibt, sondern nur noch Klienten. (...) Moralische Fragen können in dieser Logik nur auf seiten der Therapeuten auftauchen, da sie allein über das notwendige Verständnis verfügen. Da alle anderen für nichts etwas können, am allerwenigsten für sich selber, existieren sie als Personen nicht mehr, sondern nur noch als Objekte der Fürsorge.» (AB 38) Mit gutem Grund fragt Enzensberger, warum ein Staat, der sein Gewaltmonopol gegen den Linksextremismus beinahe hysterisch behauptete, auf dem rechten Auge blind ist.

Bürgerkrieg im demokratischen Rechtsstaat

Der Zerfall rechtsstaatlicher Verhältnisse ist dann auch das Hauptthema der Überlegungen zum Bürgerkrieg, der nicht von außen angezettelt wird, sondern als endogener Prozeß mitten in der Normalität saturierter Gesellschaften beginnen kann. Neu sei an der Zerstörung ziviler Verhältnisse der Überzeugungsschwund der Täter, die eine sinnlose Zerstörungswut austoben und keineswegs auf faschistische oder andere Ideologien zurückgreifen. Wie Enzensberger diese pauschale Behauptung begründen möchte, ist mir nicht klar. Seine Vermutung mag auf viele jugendliche Amokläufer zutreffen; sie erklärt aber nicht den organisierten Rechtsextremismus, der sehr wohl mit neonazistischen Parolen und bewußten Geschichtsfälschungen operiert, die dann einer haßerfüllten Gefolgschaft indoktriniert werden. Wenn Enzensbergers düstere Diagnose zuträfe, wüßten wir erst recht nicht mehr, was wir mit den hirnlosen Zombies und Rambos anfangen sollten. «Daß der Mensch von Natur aus gut sei, diese merkwürdige

⁷ Vgl. dagegen die differenzierteren Beiträge in: Charles Taylor, Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Mit Kommentaren von Amy Gutman (Hrsg.), Steven C. Rockefeller, Michael Walzer, Susan Wolf und einem Beitrag von Jürgen Habermas, Fischer, Frankfurt a. M. 1993.

Idee hat in der Sozialarbeit ihr letztes Reservat.» (AB 37) Inzwischen dürfte deutlich sein, daß die Lektüre von Enzensbergers Essays für die im sozialen Bereich Engagierten nicht gerade ermutigend ist. Zugegeben, es ist nicht die Aufgabe intellektueller Kritik, der Sozialarbeit Mut zu machen. Aber Enzensberger räumt in einem anderen Zusammenhang ein: «Es ist nicht leicht zu sagen, wo bei solchen Gedankengängen die Deutung aufhört und die Menschenverachtung anfängt.» (AB 49) Besser hätte das merkwürdige Gefühl bei der Lektüre der virtuos geschriebenen Texte nicht auf den Punkt gebracht werden können. Und gerade deshalb drängt sich die Frage auf: *so what?* Was machen wir mit unserer abgeklärten Ratlosigkeit?⁸

«Überflüssige» Menschen?

Um die Verzweiflung auf die Spitze zu treiben, greife ich einen weiteren Gedanken auf, der in Enzensbergers Reflexionen zentral ist: die Idee von den «überflüssigen» Menschen, die von der erbarmungslosen Logik des Kapitals aussortiert werden, weil nicht einmal mehr an ihrer Ausbeutung Interesse besteht (GW 28ff., AB 39ff.). In eben diesem Kontext fragt der Autor dann auch selbstkritisch nach dem Übergang von der Deutung zur Menschenverachtung. «In der Sprache der Ökonomie heißt das: einem enorm steigenden Angebot an Menschen steht eine deutlich sinkende Nachfrage gegenüber. Selbst in reichen Gesellschaften kann jeder schon morgen überflüssig sein. Wohin mit ihm?» (GW 30) Was hier so zynisch klingt, ist durchaus nicht die brutale Sprache eines eiskalten Menschenfeindes. Die bedrückenden Zusammenhänge zwischen Arbeitslosigkeit und Abdriften ins fremdenfeindliche und gewalttätige Milieu oder zwischen Arbeitslosigkeit und Auswanderung sind nicht zu leugnen. Der Weltmarkt produziert mehr Verlierer als Gewinner, auch in den reichen Ländern (AB 39).

Müsse wir uns nun damit abfinden, daß die Aussichten für das Projekt der Aufklärung schlecht sind? Gibt es kaum Chancen für dauerhaft zivile Verhältnisse im Rechtsstaat⁹ und erst recht nicht für eine internationale Zivilgesellschaft¹⁰, in der Solidarität, Demokratisierung, Verteilungsgerechtigkeit und Menschenrechtsschutz nicht nur Phrasen wären? Enzensbergers Texte sind auch zu lesen als Aufschrei im Bewußtsein des Endes unserer Wohlstandsidylle und des Endes eines theoretischen Biedermeier, in dem unter der Glasglocke der alten Bundesrepublik folgenlose Phrasen und naive Absichtserklärungen gedeihen konnten.

Ethik nach dem Ende der großen Entwürfe

Enzensberger rüttelt uns aus dem Schlaf der Selbstgerechtigkeit, indem er – ohne dies direkt anzusprechen – auch die großen Themen einer Politischen Theologie und einer Kritischen Theorie der Gesellschaft zur Disposition stellt. Die Hoffnung, die bleibt, ist nicht mehr die Hoffnung der grandiosen Weltverbesserer. Es ist eine Hoffnung, die in kleinen und verletzlichen Biotopen anzutreffen ist. In den Zeichen des Neubeginns nach der Straßenschlacht, bei der Arbeit der Notärzte, in den Atempausen der Bürgerkriege (AB 91ff.). Es ist der Alltag des Sisyphos, der mit seiner Klugheit den Tod immer wieder zu überlisten versucht. «Später mußte er, zur Strafe für seinen Menschenverstand, einen schweren Stein bergauf rollen, immer wieder. Dieser Stein ist der Frieden.»

⁸ Ein optimistischeres Bild vom Intellektuellen zeichnete Enzensberger vor zehn Jahren in seiner Komödie «Der Menschenfreund» (Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1984). Allerdings kritisierte er im Nachwort zu diesem Theaterstück über Diderot auch damals schon die Schattenseiten des Engagements: «Heuchelei und Dogmatismus, Selbstgefälligkeit und Besserwisseri» (S. 139).

⁹ Vgl. Wilhelm von Sternburg, Hrsg., Für eine zivile Republik. Ansichten über die bedrohte Demokratie in Deutschland, Fischer, Frankfurt a. M. 1992.

¹⁰ Vgl. Reinhard Köbler, Henning Melber, Chancen internationaler Zivilgesellschaft, Fischer, Frankfurt a. M. 1993.

(AB 93) Eine Moral, die sich angesichts der Großen Wanderung und des Bürgerkriegs im Sisyphos-Modell verdichtet, empfinde ich als ein Zeichen der Hoffnung mitten im Wahnsinn.

Es soll nicht der Eindruck entstehen, als stünden Enzensbergers Texte völlig allein in der Debatte über Probleme, die ganz offensichtlich noch gründlicher sozialetischer Untersuchungen bedürfen. Zu erwähnen ist etwa das «Manifest der 60», das 1993 von 60 Wissenschaftlern unterzeichnet wurde, die für eine langfristige Migrationspolitik im Einwanderungsland Deutschland plädieren.¹¹ Wichtig ist auch die Dokumentation eines Frankfurter Kongresses vom Dezember 1992, der sich dem Thema «Fremd ist der Fremde nur in der Fremde» widmete.¹² Und nicht zu vergessen sind die zahlreichen Versuche

¹¹ Klaus J. Bade, Hrsg., *Das Manifest der 60. Deutschland und die Einwanderung*, Beck, München 1994.

¹² Friedrich Balke, Rebekka Habermas, Patrizia Nanz, Peter Silem, Hrsg., *Schwierige Fremdheit. Über Integration und Ausgrenzung in Einwanderungsländern*, Fischer, Frankfurt a. M. 1993.

einer schulischen Vermittlung des Umgangs mit Fremdheit und Fremdenhaß.¹³

Wenn Enzensberger mit seinen ideenreichen und zugleich pointierten Beiträgen eine Debatte angestoßen hätte, die die in Lethargie oder Haarspalterei versunkene christliche Sozialethik aus der Reserve lockt, wäre das kein geringer Erfolg. Enzensberger kennt das Ritual moralischer Verdächtigungen und publizistischer Schlammschlachten, die fast jedem drohen, der sich in die politischen Diskurse einmischt. «Fast immer wird er, kaum daß er seinen Beitrag abgeliefert hat, dümmel aussehen als zuvor.» (GW 67) Bei der Komplexität der gewählten Themen, ist dieses Risiko ziemlich groß. Aber vielleicht könnte das Forum dieser Zeitschrift geeignet sein, eine öffentliche Debatte über die Orientierungsversuche auf einem intellektuellen und moralischen Minenfeld fortzusetzen.

Walter Lesch, Fribourg

¹³ Vgl. z. B. das Themenheft «Umgang mit dem Fremden» der Zeitschrift *Ethik & Unterricht* 4 (1993), Heft 4.

DAS BETT DES PROKRUSTES

Systematisierungsversuche in der Pastoraltheologie

Ein Unhold namens Prokrustes treibt in den unwegsamen attischen Bergen sein Unwesen. Er bietet den Wanderern seine Gastfreundschaft an, um sie dann zu überwältigen. Zwei Betten hat er gezimmert, ein großes und ein kleines. Wanderer von großer Statur zwingt er, sich in das kleine Bett zu legen, um ihnen dann die überstehenden Glieder abzuhauen. Wanderer von kleiner Statur fesselt er auf das große Bett, um sie dann mit seinem Hammer so lang und breit zu schlagen, bis sie hineinpassen.

Soweit die klassische Sage, die in vielen Varianten überliefert ist. Folgendermaßen könnte das Drehbuch für ein «Remake» aussehen, eine aktualisierte Version dieses Stoffs, angesiedelt im Milieu der Theologie: Treibt sich da nicht im unwegsamen Gelände der Theologie seit etwa 200 Jahren ein Unhold herum namens Pastoraltheologie – also eigentlich eine «Unholdin»? (Dieser kleine Kunstgriff ermöglicht es, eine weibliche Hauptrolle zu schaffen.) Sie fällt über die Kirche her, das wandernde Volk Gottes auf dem Weg durch die Geschichte, zwingt sie nieder auf den grünen Tisch ihrer abstrakten Systeme und Schemata, schneidet und zerrt an ihr herum, bis alles in ihre Konzepte paßt.

Ist diese Version wirklich so abstrus, wie es aufs erste scheint? Die Pastoraltheologie versteht sich seit ihren Anfängen wesentlich als Theorie der Praxis der Kirche, als theologische Reflexion des kirchlichen Handelns, um daraus Perspektiven für die zukünftige Praxis zu entwickeln. Zu diesem Zweck wurde immer wieder versucht, das kirchliche Leben zu systematisieren und auf Grundstrukturen zurückzuführen, wobei ein erstaunlich hoher Konsens festzustellen ist: Es gibt zwei Grundmodelle, die einander fast ohne Überlappung ablösen, die völlig unverbunden nebeneinander stehen.

Gemäß dem ersten Grundmodell wird die Tätigkeit der Kirche als Fortführung der drei Ämter Christi gesehen: Entsprechend dem Prophetentum, Priestertum und Königtum Christi gibt es in der Kirche das Lehramt, das Priesteramt und das Hirtenamt. Von den Anfängen der wissenschaftlichen Pastoraltheologie Ende des 18. Jahrhunderts, und zwar auf katholischer wie auf protestantischer Seite, gilt dies bis zum Zweiten Vatikanum als allgemein anerkanntes Gliederungsprinzip. Ab diesem Zeitraum bürgert sich ein neues Modell der Systematisierung des kirchlichen Handelns ein, die drei Grundfunktionen der Kirche: Verkündigung, Liturgie und Diakonie. Auch wenn manche dafür plädieren, diese drei durch die Koinonia zu ergänzen, ist diese Trilogie in einer kurzen Zeit erstaunlich breit rezipiert worden.

Dieses Phänomen ist an sich schon interessant, und so soll in einem ersten Schritt gezeigt werden, wie es zu diesen Systematisierungsversuchen gekommen ist, wobei die Schnittstelle der beiden Modelle besonderes Interesse verdient. Als zweites stellt sich die Frage, in welchem Bezug zur Praxis der Kirche diese Modelle stehen: Wieweit spiegeln sie das Leben der Kirche wider, wieweit beeinflussen sie dieses Leben?

Die Entstehung der pastoraltheologischen Trilogien

Man kann nicht umhin, auf einen kleinen Geburtsfehler aufmerksam zu machen. Die Drei-Ämter-Lehre basiert auf einer biblischen Argumentation, die heutigen exegetischen Standards in keiner Weise standhält. In den Evangelien und der Briefliteratur des Neuen Testaments sind zwar alle drei Bezeichnungen bezeugt: Jesus wird sowohl Lehrer als auch Priester und König genannt. Doch diese Funktionen stehen noch in keinerlei systematischem Zusammenhang. Erst bei den Kirchenvätern, zunächst bei *Justin*¹, taucht diese Trilogie auf. Sie gewinnt Verbreitung als Entfaltung des Begriffs «Christos» – Gesalbter: dies sei vom Alten Testament her zu verstehen, wo die Könige, die Priester und – so die wahrscheinlich auf *Eusebius v. Caesarea* zurückgehende irrierte Meinung – die Propheten gesalbt worden seien. Gerade im Rahmen von Taufkatechesen² wurde es ein gängiges Thema, daß die Getauften durch ihre Salbung an diesem dreifachen Amt Christi teilnehmen.

Diese Trilogie gewinnt vorerst aber keinerlei Verbindlichkeit. Die Theologen des Mittelalters genießen volle künstlerische Freiheit bei der Zusammenstellung von «Ämtern Christi». Es gibt alle möglichen Variationen dieses Themas, wobei manchmal zehn Ämter und mehr gleichrangig nebeneinandergestellt werden. Erst ein Reformator schafft Ordnung: *Calvin* führt die Drei-Ämter-Lehre in die reformatorische Theologie ein. Mit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wird dann diese Systematisierung des Auftrags Christi auch in der katholischen Theologie allgemein rezipiert. Der Anstoß dafür kommt zu einem guten Teil von pastoraler Seite: Zur plötzlichen Plausibilität der Drei-Ämter-Lehre tragen wesentlich diverse Pastoralanweisungen des 17. und 18. Jahrhunderts bei, weitverbreitete Bücher über *Dienst und Wirken des Priesters*.³ Sie alle gliedern die Pflichten

¹ Vgl. L. Ulrich, *Ämter Christi*, in: *LThK*³ 1, 562.

² Etwa bei Maximus von Turin, *De bapt 3*; vgl. M. Schmaus, *Ämter Christi*, in: *LThK*² 1, 458.

³ Vgl. Josef Müller, *Der pastoraltheologisch-didaktische Ansatz in Franz Stephan Rautenstrauchs «Entwurf zur Einrichtung der theologischen Schulen»* (Wiener Beiträge zur Theologie 24), Wien 1969, 76f.

des Priesters in drei Bereiche: Lehre, Sakramentenverwaltung und Auferbauung/Leitung der Gemeinde.

Auch *Franz Stephan Rautenstrauch*, der im Auftrag *Maria Theresias* eine Reform des Theologiestudiums durchführt und dabei 1777 die Pastoraltheologie als Universitätsdisziplin einführt, hält sich an diese Tradition. Er gliedert in seinem «Tabellarischen Grundriß» die Aufgabenbereiche des Seelsorgers in die Unterweisungspflicht, die Verwalt- und Ausspendungspflicht und drittens die Erbauungspflicht. Dies gilt in der Folge als fast unumstrittenes Aufbauprinzip pastoraltheologischer Lehrbücher bis herauf zu *Michael Pfiégler's* Pastoraltheologie 1962, also vor nur drei Jahrzehnten. Der Sendungsbefehl am Schluß des Matthäusevangeliums (Mt 28,19.20) wird zur zentralen biblischen Legitimation: «Geht hin und macht alle Völker zu Jüngern (Unterweisung, Lehramt), tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes (Sakramentenverwaltung, Priesteramt) und lehrt sie alles zu halten, was ich euch aufgetragen habe (Hirtenamt).»

Diese Trilogie entsprach vorerst einem Denken, das nur den Klerus als Subjekt des kirchlichen Handelns sah und die Laien als Objekte der priesterlichen Seelsorge, als «zu weidende Schafe». Doch auch die Entdeckung der Laien als aktive Glieder der Kirche brachte diese Troika vorerst nicht ins Wanken. Frühe Reflexionen über das Laienapostolat lehnen sich schon an sie an⁴, und *Yves Congar* verwendet in seinem damals (1952) aufsehenerregenden Entwurf einer «Theologie des Laientums» fast 800 Seiten auf den Nachweis, daß eine Teilhabe der Laien am Priesteramt, Königsamt und Prophetenamt der Kirche theologisch möglich sei.⁵ Auch *Ferdinand Klostermann* definiert in seinem Monumentalwerk «Das christliche Apostolat» von 1962: Apostolat bedeute «im Grunde nichts anderes als die Zusammenfassung von Priestertum, Prophetentum und Königtum».⁶ Das Zweite Vatikanische Konzil baut diesen Topos dann unmittelbar in seine Definition des Laien ein: Laien sind jene «Christgläubigen, die, durch die Taufe Christus einverleibt, zum Volk Gottes gemacht und des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi auf ihre Weise teilhaftig» geworden sind (Kirche 31). Die Formel ist übrigens auch in den erneuerten Taufritus eingegangen, womit sich der Kreis zu den Taufkatechesen der Väterzeit wieder schließt.

Verblüffenderweise hat damit aber, zumindest was die Pastoraltheologie im deutschsprachigen Raum betrifft, die Drei-Ämter-Lehre ausgedient: Außer als historische Reminiszenz spielt sie in keinem seither entstandenen pastoraltheologischen Entwurf mehr eine Rolle. Sie wird ersetzt durch die Lehre von den Grundfunktionen der Kirche, wobei die Details dieses Bruches – es ist der klassische Fall eines Paradigmenwechsels – noch kaum untersucht wurden.

Die Grundfunktionen der Kirche

Einen Meilenstein stellt der erste Band des Handbuchs der Pastoraltheologie, erschienen 1964, dar. Im Ringen um eine neue Konzeption der Pastoraltheologie setzt sich *Karl Rahner* mit seiner Idee durch, die Pastoraltheologie als «Wissenschaft vom Selbstvollzug der Kirche» zu entwickeln. Aus seiner Hand stammt auch die Einführung zum Kapitel «Die Grundfunktionen der Kirche». Seine Ausgangsfrage lautet: «Was tut die Kirche bei ihrem Selbstvollzug? Welches sind die großen Bereiche dieses Selbstvollzugs?» Rahner nennt sechs Grundfunktionen: Verkündigung des Wortes, Kult, Sakramenten-spendung, kirchliches Rechtsleben, christliches Leben in seiner ganzen Breite, Caritas. Diese Aufzählung entspringt nun keineswegs einem theologischen Konzept, sondern sie ent-

steht rein pragmatisch, wie *Rahners* Argumentationslinie zur Verteidigung seines Systematisierungsversuchs zeigt. Jede Kritik – so schreibt er –, daß seine Einteilung wichtige Funktionen der Kirche vernachlässige, wird man «auch bestreiten können mit der einfachen Gegenfrage, auf die eine Antwort wohl kaum erfolgen wird, nämlich: welches denn diese übersehenen Grundfunktionen der Kirche seien.»⁷

Die Konturen der neuen Trilogie zeichnen sich dann in der ein Jahr später erschienenen Studie *Ferdinand Klostermann's* «Prinzip Gemeinde» ab. In diesem Plädoyer, Gemeindlichkeit als Grundprinzip des kirchlichen Lebens zu sehen, stellt er den inneren Aufbau der Gemeinde folgendermaßen dar: Das «Gemeinde schaffende und Gemeinde grundlegende Urelement» ist «der Geist Christi selbst».⁸ Damit ist ein ganz entscheidender Punkt angesprochen: Wurzelte die Drei-Ämter-Lehre in der Christologie, so wird nun die Pneumatologie zum theologischen Ausgangspunkt. Die weiteren Bauelemente der Gemeinde, so *Klostermann*, sind «nicht etwa neben dem Geist Gottes und Christi zu sehen, sondern nur in ihm und durch ihn».⁹ Er nennt folgende drei: Das Wort, den Kult, die Bruderliebe, wobei das Wirken des Geistes die Klammer darstellt.

Dies bleibt nun keineswegs ein isolierter theologischer Entwurf. Sein Siegeszug beginnt sofort, und zwar in Österreich in einer Breite, die nur aufgrund der Kompaktheit des österreichischen Katholizismus dieser Zeit möglich war. Es ist kein Zufall, daß die traditionsreichen Weihnachtsseelsorgertagungen in Wien 1965–1967 unter die Themen «Liturgie der Gemeinde», «Gottes Wort in unserer Zeit», «Koinonia – Kirche und Brüderlichkeit» gestellt werden. Es ist kein Zufall, daß eben dies auch die Jahresthemen der Katholischen Aktion Österreichs von 1965–1967 sind.¹⁰ Hinter dieser breiten Umsetzung des neuen Konzepts in die Bildungsarbeit bei Klerus und aktiven Laien (Politische Parteien können für neue Parteiprogramme von einem derartigen Multiplikatoreffekt nur träumen) steht ein Kreis von eng miteinander verbundenen Theologen als theologische «Pressure-group».

Ihre endgültige und quasi offiziöse Ausformung findet die neue Trilogie in der Faszikelserie «Pastorale – Handreichung für den pastoralen Dienst», erstellt als Gemeinschaftsarbeit der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz. 1970 erscheint das erste und grundlegende Bändchen «Die Heilssendung der Kirche in der Gegenwart», verantwortet von *Walter Kaspar* und *Karl Lehmann*. Im Kapitel «Verwirklichungsformen der kirchlichen Sendung» heißt es ganz lapidar: «Im Grunde gibt es drei wesentliche Aufgaben der Kirche: die Verkündigung des Wortes, den Vollzug der Sakramente und den Dienst helfender Liebe.»¹¹ Nur die Rangordnung dieser drei Funktionen wird zur Diskussion gestellt, doch die Trilogie selbst scheint so evident zu sein, daß sie keiner Argumentation mehr bedarf.

In den vergangenen Jahren war es vor allem der Würzburger Pastoraltheologe *Rolf Zerfaß*, der immer wieder dafür eintrat, diese drei Funktionen durch die Koinonia zu ergänzen. Es gehe darum, Diakonia (den Dienst an den Notleidenden) und Koinonia (die Sorge um die Einheit, um eine geschwisterliche Gemeinschaft) klar auseinanderzuhalten. «Nur die klare Unterscheidung zwischen dem Dienst an der Einheit und dem

⁴ Vgl. J. Hollnsteiner, Das Laien-Apostolat, in: ThPQ 65 (1912), 768ff. Fein säuberlich listet er Möglichkeiten der «Mithilfe des Laien bei der Ausübung des priesterlichen Lehramtes», der «Mithilfe im eigentlichen kirchlichen Priesteramte» und «beim priesterlichen Vorsteheramte» auf.

⁵ Y. Congar, Der Laie. Entwurf einer Theologie des Laientums, Stuttgart 1956.

⁶ F. Klostermann, Das christliche Apostolat, Innsbruck 1962, 330.

⁷ K. Rahner, Die Grundfunktionen der Kirche. Theologische und pastoraltheologische Vorüberlegung, in: HPtH Bd. 1, Freiburg i. Br. 1964, 217. In der Folge macht er zwei Vorschläge zur Strukturierung, wobei er die sechs Grundfunktionen einmal in zwei und dann in drei größere Einheiten zusammenfaßt; für beide Varianten kann er durchaus einsichtige theologische Argumente vorbringen.

⁸ F. Klostermann, Prinzip Gemeinde. Gemeinde als Prinzip des kirchlichen Lebens und der Pastoraltheologie als der Theologie dieses Lebens (Wiener Beiträge zur Theologie 11), Wien 1965, 40.

⁹ Ebd. 42.

¹⁰ Vgl. M. Lehner, Vom Bollwerk zur Brücke. Katholische Aktion in Österreich, Thaur 1992, 134ff, hier 170.

¹¹ Pastorale. Handreichung für den pastoralen Dienst Bd. 1, Die Heilssendung der Kirche in der Gegenwart, Mainz 1970, 69.

Dienst an den Armen ermöglicht ein soziales Engagement der Kirche, das nicht unter den Verdacht gerät, von heimlichen Vereinnahmungsinteressen korrumpiert zu werden.¹² Es handelt sich auch hier (wie bei Rahner) um eine eher pragmatische Überlegung als um eine theologische Argumentation im engeren Sinn. In der neueren pastoraltheologischen Literatur findet sich diese Vierzahl nun öfters, etwa im 1990 erschienenen «Handbuch der praktischen Gemeindegearbeit», das an den Beginn den Satz stellt: «Eine gereifte theologische Reflexion macht sich die Vorgabe der vier Grundvollzüge und -dimensionen christlicher Gemeinde zu eigen: Koinonia, Martyria, Diakonia, Leiturgia (Gemeinschaft, Zeugnis, Dienst, Gottesdienst und Sakramente).»¹³ Die Trilogie «Verkündigung, Liturgie, Diakonie» ist jedoch einer ganzen Theologen- und Seelsorgergeneration schon derart ins Blut übergegangen, daß sie kaum in Gefahr scheint, so bald verdrängt zu werden.

Fazit dieses Überblicks – um im Bild zu bleiben: Die Betten, die hier gezimmert werden, erscheinen nicht gerade als Ergebnis einer eingehenden Planung. Es scheint sich eher um Notbetten zu handeln, die sich weitgehend einem Zusammenspiel von Konvention und Improvisierfreude verdanken. Nun wäre das noch kein Problem, wenn nicht da die Frage wäre, wie die Kirche, das Volk Gottes, hineinpaßt – und was mit ihr geschieht, wenn sie nicht hineinpaßt!

Der Praxisbezug der pastoraltheologischen Trilogien

Beide Systematisierungsversuche stellen den Anspruch, das kirchliche Leben, und zwar insbesondere die seelsorgliche Praxis, in ihrer ganzen Breite widerzuspiegeln und alle kirchlichen Handlungsfelder abzudecken. Andererseits wirken sie als Theorien wieder auf diese Praxis zurück: Sie beeinflussen die Art und Weise, wie das kirchliche Leben wahrgenommen wird; sie sind gewissermaßen die Brille, durch die es gesehen wird. Zugleich wirken sie normierend für die Praxis, indem sie eine Schwerpunktsetzung darstellen. Im erwähnten Pastoral-Faszikel wird dies ausdrücklich als Ziel der Aufstellung von Grundfunktionen angegeben: Es gelte, den Priestern und Laien in der praktischen kirchlichen Arbeit, die über zu viel und zu vielerlei Arbeit klagen, durch eine «Rangordnung der Prioritäten»¹⁴ Orientierung zu geben. Es wäre also erstens zu fragen: In welcher Weise prägen die beiden Konzepte die Wahrnehmung des kirchlichen Lebens? Führen sie etwa zu spezifischen Wahrnehmungsdefiziten? – und zweitens: In welcher Weise wirken sich die implizierten Schwerpunktsetzungen auf die kirchliche Praxis aus?

Die folgende Analyse konzentriert sich auf den augenfälligsten Unterschied zwischen den beiden Konzepten: Das Hirtenamt/Königsamt wird ersetzt durch die Diakonie. Damit ist vorausgesetzt, daß sich Priesteramt und Liturgie sowie Lehramt/Prophetenamt und Verkündigung im großen und ganzen decken. Dies ist natürlich eine Vereinfachung, denn im Grunde müßte man auch hier Bedeutungsunterschieden und Verschiebungen zwischen den einzelnen Faktoren nachspüren. Vorausgesetzt ist zudem, daß sich die Sendung der Kirche insgesamt, ihr Grundauftrag und ihre Grundstruktur nicht derart fundamental wandeln, daß eine der hier zur Debatte stehenden Aufgaben überflüssig würde.

Auf dieser Basis will ich einen doppelten Verdacht äußern:

▷ Die Drei-Ämter-Lehre entspricht einer Diakonievergessenheit der Pastoraltheologie, und sie führt ihrerseits zu einem weiteren Diakonieverlust in der Kirche.

▷ Die Lehre von den drei Grundfunktionen entspricht einer Leitungsvergessenheit der Pastoraltheologie, und sie führt ihrerseits zu einem weiteren Leitungsverlust in der Kirche.

¹² R. Zerfaß, Lebensnerv Caritas. Helfer brauchen Rückhalt, Freiburg i. Br. 1992, 86.

¹³ D. Wiederkehr, Grundvollzüge christlicher Gemeinde, in: L. Karrer, Hrsg., Handbuch der praktischen Gemeindegearbeit, Freiburg i. Br. 1990, 14.

¹⁴ Pastoral, Heilssendung, 69.

Der Verdacht des Diakonieverlusts

Entsprach es tatsächlich während der Periode der Drei-Ämter-Lehre der Realität des kirchlichen Lebens, daß die Diakonie eine vernachlässigbare Größe darstellte? Es sind vorwiegend außertheologische Quellen, die dem klar widersprechen: Historische Arbeiten zur Geschichte der Armut, zur Geschichte von Sozialarbeit und Sozialpolitik zeigen, daß die Kirchen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein ein entscheidender Bestandteil des sozialen Netzes sind. Als die ersten pastoraltheologischen Lehrbücher geschrieben werden, hat im selben geographischen Raum, im Bereich der Habsburger-Monarchie, der Pfarrer kraft seines Amtes leitende Funktionen im örtlichen Armenwesen inne. Ja gerade in diesem Zeitraum kommt es zu einer entscheidenden Zuspitzung: Kaiser *Josef II.* hob 1783 per Dekret alle frommen – in seinen Augen unnützen – kirchlichen Stiftungen auf und ließ das gesamte Stiftungsvermögen in einem «Pfarrarmeninstitut» zusammenfassen. Die Pfarrer wurden als Vorstände eingesetzt und waren damit fast ein Jahrhundert lang die Leiter des lokalen Sozial- bzw. Fürsorgeamtes. Als dann diese Verantwortung um 1870 auf die politischen Gemeinden überging, lehnte man sich nicht erleichtert zurück, sondern begann nach einer Schrecksekunde mit dem Aufbau einer eigenständigen kirchlichen Armenpflege.¹⁵ Das 19. Jahrhundert sieht zudem einen enormen Boom von Ordensgemeinschaften mit sozial-caritativen Zielsetzungen, vor allem von Schwesterngenossenschaften, die im Bereich der Krankenpflege und im Fürsorgebereich tätig sind, wie die Barmherzigen Schwestern oder die Franziskusschwestern. Sie erleben einen ungeahnten Aufschwung und leisten einen entscheidenden Beitrag zur Ausdifferenzierung und Professionalisierung sozialer Dienste.

Dies alles bleibt jedoch fast völlig außerhalb des Gesichtskreises der Pastoraltheologie. Es paßt einfach nicht so recht in das Schema der drei Ämter hinein und führt in diesem Rahmen ein trauriges Mauerblümchendasein. Im «Tabellarischen Grundriß der Pastoraltheologie» von Rautenstrauch findet sich im Rahmen der «Unterweisungspflicht» ein erstes zartes Pflänzchen. Als letzter Punkt wird das Verhalten des Seelsorgers gegen Arme, Blödsinnige und Besessene, Kranke und Gefangene angeführt, wobei diese in einem Atemzug mit Irrlehrern, Juden und Ketzern genannt werden.¹⁶ Ein zweites Mauerblümchen findet sich bei der «Erbauungspflicht» – oder «Hirtenpflicht». Mit der zunehmenden Differenzierung der praktischen Theologie wird diese zur «Hodegetik» (Wegweisung) oder «Poimenik» (Seelsorgsanweisung) ausgestaltet, die großteils ein Gemisch aus Kleriker-Asketik, Anstands- und Verhaltenslehre darstellt. Hier finden sich immer wieder eher pragmatische Hinweise für den Umgang mit Armen, die man auf folgenden kurzen Nenner bringen kann: Der Seelsorger muß natürlich ein leuchtendes Vorbild der wohlthätigen Nächstenliebe sein. Er muß ja selbst hinter dem stehen, was er predigt. Dabei hat er allerdings auch auf die Würde seines Standes zu achten. Er darf keinesfalls den hohen Sozialstatus des Klerus durch allzu häufigen und intensiven Umgang mit den niederen Volksschichten gefährden – also bewußt ein sehr paternalistischer Zugang zu Armen und Notleidenden.

Mit Ausnahme des Themas «Krankenbesuch» – meist ist der Besuch Sterbender gemeint, wobei die damit verbundene Sakramentspendung im Mittelpunkt steht – fällt die diakonische Dimension der Kirche tatsächlich fast völlig aus der pastoraltheologischen Reflexion heraus. Dieses Defizit hat gewiß entscheidend dazu beigetragen, daß die Kirche des 19. Jahrhunderts der geänderten sozialen Problematik durch die Proletarisierungsprozesse des frühen Kapitalismus eher hilflos ge-

¹⁵ In Oberösterreich etwa erfolgte die «Verstaatlichung» des Armenwesens mit einem Landesgesetz vom 20. Dezember 1869, die Anordnung des Linzer Bischofs Rudigier zum Neuaufbau eines kirchlichen Armenwesens datiert vom 31. Dezember 1870.

¹⁶ Vgl. Müller, Ansatz, 79.

genüberstand. Es kommt zwar eine immer regere Diskussion über die «Soziale Frage» in Gang, ja es entwickelt sich daraus eine ausgebaute kirchliche Soziallehre, doch all dies steht doch weitgehend isoliert neben der «Grundtheorie» kirchlicher Praxis, der Drei-Ämter-Lehre. Es bleibt damit letztlich einer Minderheit besonders Interessierter und Engagierter überlassen.

Gehört nun dieser «Diakonieverlust» der Vergangenheit an, seit Pastoraltheologen die Diakonie zu einer der drei Grundfunktionen der Kirche aufgewertet haben? Ehrlicher Weise muß zugegeben werden, daß man sich bis in die letzten Jahre weithin damit begnügte, die Diakonie vom Katheder aus als Grundfunktion zu postulieren, während sie in der pastoraltheologischen Lehre und Forschung weiterhin nur eine marginale Rolle spielte. Daß die Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen im Juni 1989 unter das Thema «Diakonie – eine vergessene Dimension der Pastoraltheologie» gestellt wurde¹⁷, ist als Eingeständnis dieses «Diakonieverlusts» zu werten, zugleich aber als Impuls für den Beginn einer Suchbewegung, die in den letzten Jahren sowohl im Lehr- als auch im Forschungsbereich schon Früchte gezeigt hat.

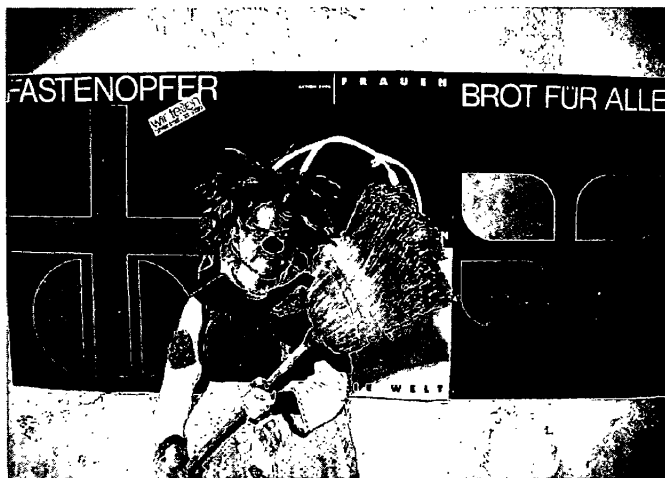
Unter dem Begriff «Sozialpastoral» bündeln sich derzeit Bestrebungen, «befreiungstheologische Erfahrungen und Ideen für die pastorale Praxis der europäischen Gemeinden fruchtbar zu machen».¹⁸ Wieweit es gelingt, diese Überlegungen in der komplexen Realität mitteleuropäischer Gesellschaften zu

¹⁷ Dokumentiert in: Pastoraltheologische Informationen 10 (1990) H. 1.

¹⁸ H. Haslinger, Pastoral im Widerstreit. Kongreß deutschsprachiger Pastoraltheologen, in: Orientierung 57 (1993), 245.

«Frauen gestalten die Welt» – Brot für alle/Fastenopfer 1994:

Gardi Hutter greift zum Besen...



«Frauen gestalten die Welt? Von wegen! Weit entfernt sind wir davon, meilenweit», schimpft Gardi Hutter. Mit dem Besen in der Hand hat die Clownin schon bei der «Frauensession» 1991 in Bern auf die Frauendiskriminierung aufmerksam gemacht. Um so glücklicher ist Gardi Hutter, daß nun Fastenopfer/Brot für alle so energisch zum Besen greifen: Zusammen mit dem christkatholischen «Partner sein» stellen die beiden Hilfswerke die Frauen in den Mittelpunkt ihrer jährlichen Informations- und Sammelkampagne. «Frauen gestalten die Welt» begann am 19. Februar mit einem Aktionstag in Bern. Mit dabei war Bundesrätin Ruth Dreifuss. Am 12./13. März finden an vielen Orten der ganzen Schweiz Frauenaktionstage statt. Die Hilfswerke sammeln wie jedes Jahr für ihre über 800 Projekte rund um den Globus. Besondere Beachtung schenken sie den sogenannten Frauenprojekten. Denn, so Gardi Hutter: «Könnten wir Frauen wirklich die Welt gestalten, würde Entwicklungshilfe bald einmal überflüssig». Wie dem auch sei: Brot für alle und Fastenopfer bleiben am Besen...

FASTENOPFER Postcheck 60-1919-7
BROT FÜR ALLE Postcheck 40-984-9

Balz Röthlin, Presse- und Fotobüro, 8906 Bonstetten, Tel. 01 701 10 11

erden und vor allem ortskirchlich zu verankern, wird wohl auch davon abhängen, ob man an gewachsene eigene Traditionen anknüpfen kann. Letzteres sollte nicht allzu schwer fallen, handelt es sich doch um das Produkt eines «Veredelungsverkehrs» in ungewohnter Richtung. Wir sind gewohnt, daß etwa Kaffeebohnen nach Europa verschifft werden und dann «veredelt», als in schöne Dosen verpackter Instant-Kaffee, zurückwandern. In diesem Fall wurde das von *Joseph Cardijn* in seiner belgischen «Christlichen Arbeiter Jugend» entwickelte Instrumentarium, der Ansatz bei der gesellschaftlichen Realität nach dem Prinzip «Sehen – Urteilen – Handeln», in Lateinamerika aufgegriffen, in den Basisgemeinden «veredelt»¹⁹, und kommt nun mit einem gewissen exotischen Flair nach Europa zurück.

Der Verdacht des Leitungsverlusts

Derzeit sind in vielen Diözesen des deutschsprachigen Raums Prozesse einer diözesanen Pastoralplanung im Gang. Das seit dem Tridentinum entstandene Netz der Pfarrseelsorge steht – vor allem aufgrund des Priester mangels – vor einer Zerreißprobe, am Horizont drohen dunkle Wolken finanzieller Engpässe, so daß grundlegende Zukunftsüberlegungen unumgänglich sind. In diesem Rahmen entstanden umfassende Diskussionsunterlagen und -texte, etwa in den Bistümern Köln, Speyer, Rottenburg-Stuttgart, Würzburg, Freiburg, die keineswegs nur pragmatisch nach schnellen Lösungen fragen, sondern durchwegs eingehende theologische Überlegungen voranstellen. Bei allen sonstigen Unterschieden zeigt sich eine Gemeinsamkeit: Die Sendung der Kirche wird mit dem Modell der drei Grundfunktionen beschrieben, manchmal, etwa in Würzburg, ergänzt durch den Aspekt der Koinonia. Man sieht, das neue Paradigma der Grundfunktionen hat auf diese ortskirchliche Gestaltungsebene voll durchgeschlagen.

Im Bistum Speyer, wo schon ein diözesaner Pastoralplan beschlossen wurde, der eine gewisse Vorreiterrolle im deutschsprachigen Raum ausübt, werden die drei «Grunddienste» sogar ausdrücklich zu den Strukturprinzipien der zukünftigen Pfarrpastoral gemacht. Sehr vereinfachend dargestellt funktioniert das Modell so: Der Pfarrgemeinderat wählt Verantwortliche für die Grunddienste Katechese, Liturgie und Caritas. Diese drei bilden zusammen mit dem oder der Pfarrgemeinderatsvorsitzenden und dem zuständigen hauptamtlichen Seelsorger, den die Pfarrgemeinde mit mehreren anderen teilen muß, das «Pastoralteam». Dieses Team ist verantwortlich «für die Ausführung der drei Grunddienste (Katechese, Liturgie, Caritas) und darüber hinaus für alle seelsorgerlichen Aufgabenbereiche, die nicht eindeutig einem bestimmten Grunddienst zugeordnet werden können bzw. sich auf alle drei Grunddienste beziehen».²⁰

Unter dem Strich bedeutet dies, daß Teilverantwortliche für Verkündigung, Liturgie und Diakonie zu den Hauptträgern des Lebens der Pfarrgemeinde gemacht werden. Die Leitungsaufgabe im engeren Sinn wird tendenziell externalisiert, wird zu einer von außen wahrgenommenen Funktion: Der für die ganze Pfarreiengemeinschaft zuständige Priester «leitet die Seelsorge in allen Pfarreien», heißt es einige Seiten weiter.²¹ Diese Lösung erscheint aufs erste ganz plausibel. Sie entspricht dem arbeitsteiligen funktionsbezogenen Denken heutiger westlicher Industriegesellschaften. Ich möchte trotzdem einen vielleicht etwas altmodisch klingenden Einwand bringen.

¹⁹ Vgl. den Artikel «Katholische Aktion», in: H. Goldstein, Kleines Lexikon zur Theologie der Befreiung, Düsseldorf 1991, 108f.

²⁰ Kirche leben in der Pfarrgemeinde angesichts einer abnehmenden Zahl von Priestern und hauptberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern (Elemente des Diözesanpastoralplans), in: Für die Seelsorge. Pastoralbeilage zum Oberhirtlichen Verordnungsblatt für das Bistum Speyer. Nr. 1/1993, 30.

²¹ Ebd. 35. Dieses Prinzip gilt für alle Pastoralpläne, die auf einer Zusammenfassung bisher eigenständiger Gemeinden in größere Einheiten basieren.

gen: die Erinnerung an das «Hirtenamt», die «Erbaupflicht» Rautenstrauchs. Hier wurde Leitung nicht so sehr funktional gesehen, sondern eher als personale Aufgabe – als natürliche Autorität einer glaubwürdigen, authentischen Person, die man kennt und der man vertraut, weil man weiß, daß sie sich für die Gemeinde und ihre einzelnen Mitglieder mit all ihren Sorgen und Nöten verantwortlich fühlt. Droht nicht – vor diesem Hintergrund – Leitung in der Kirche nun zu einer bloß funktional bestimmten Managementaufgabe zu werden, zu einer in Kursen erlernbaren Technik, die keineswegs ein volles Engagement der eigenen Person und ein Mitleben mit der Gemeinde erfordert? Zu denken gibt zudem, daß neben dem Modell der drei Grundfunktionen der deutschsprachigen Pastoraltheologie die klassische Drei-Ämter-Lehre weiterlebt, ja im Codex von 1983 eine tragende Funktion erhalten hat. Papst *Johannes Paul II.* zählt in seinem Vorwort die Lehre von den drei Ämtern zu «den Elementen . . . , die das wahre und eigentliche Bild der Kirche ausmachen». Kirchenrechtler sehen in der Lehre von den «tria munera» (munus docendi, munus sanctificandi, munus regendi) sogar die Grundstruktur des Kernstücks des Codex, der Bücher II, III und IV.²² Eine dementsprechend marginale Rolle spielt übrigens auch die Diakonie im Kirchenrecht. Abgesehen von beiläufigen Hinweisen bei der Beschreibung der Hirtenaufgabe des Pfarrers (Can 529 §1) würdigt sie das Kirchenrecht kaum einer Erwähnung.

Es ist also ein beängstigendes Auseinanderklaffen von Pastoraltheologie und Kirchenrecht zu konstatieren – beängstigend, wenn man bedenkt, daß den pastoralen Planungen ein Grundmodell kirchlichen Handelns zugrundegelegt wird, das in der rechtlichen Verfassung der Kirche eigentlich keine Deckung findet. Wenn damit nur die Gefahr gegeben wäre, daß wunderschöne Luftschlösser entstehen, wäre dies noch gar nicht so bedenklich. Doch ohne jede Vermittlung mit den Grundfunktionen kommt in fast allen erwähnten diözesanen Texten auch die Drei-Ämter-Lehre zur Sprache, und zwar in den Kapiteln über den amtlichen Leitungsdienst in der Kirche. Muß da nicht der Verdacht aufkommen, hinter all den schönen Worten über die Mitverantwortung der Laien verberge sich subtil doch die Perpetuierung einer kirchlichen Zwei-Klassen-Gesellschaft, in der die Laien vorrangig zum Dienen, zur Diakonie, bestimmt sind, der Klerus aber zur Leitung?

Theorie und Interessen

Eine Integration der beiden Modelle ist unumgänglich, wobei sich als Ausgangsbasis eher das Modell der drei Grundfunktionen anbietet: Es läßt sich biblisch und ekklesiologisch besser begründen, entspricht aber auch eher den Erwartungen der Menschen an die Kirche. Welch hohen Stellenwert hier die Diakonie einnimmt, zeigen alle Umfragen, und dies ist ein Faktor, der durchaus als «Zeichen der Zeit» ins Auge gefaßt und nicht einfach als Populismus beiseite geschoben werden sollte. Es gilt jedoch, den Leitungsdienst in dieses Modell zu integrieren, und zwar als unerläßlichen Dienst an jener *Koinonia/Communio*, die wächst, wenn Menschen im Sinne Jesu handeln, sein Wort hören und weitersagen und das Geschenk des Glaubens dankbar feiern.

Die Pastoraltheologie als wissenschaftliche Reflexion der Praxis der Kirche hat in ihrer Arbeit – vielleicht mehr als andere theologische Disziplinen – nicht nur auf eine saubere Methodik zu achten. Sie hat sich in besonderem Maß auch auf die Offenlegung und Aufdeckung von Interessen zu konzentrieren. Es muß ihr darum gehen, Modelle und Theorien nicht nur auf ihre innere Schlüssigkeit zu befragen, sondern gerade auch daraufhin, wem sie nützen und was sie bewirken. Es geht ja nicht primär um die Sicherung des Fortbestands der Kirche, sondern zentral um die Frage, wofür diese Kirche da ist, wozu (und wem) sie dient. Dabei kann es durchaus hilfreich sein,

den umfangreichen Erfahrungsschatz der Kirche ins Spiel zu bringen und sperrige Erinnerungen den geltenden Plausibilitäten entgegenzustellen.

Wenn und soweit ihr dies gelingt, hat sie wohl ein gnädigeres Schicksal verdient als Prokrustes, der Bösewicht unserer Sage, mit dem es ja ein schlimmes Ende nahm. Auf seinem Weg nach Athen traf Theseus auf den Unhold, überwältigte ihn und fesselte ihn auf sein Bett, um ihn dann selbst einen Kopf kürzer zu machen. Bei meiner Titelfigur, der Pastoraltheologie, würde ich für ein «happy-end» plädieren. *Markus Lehner, Linz*

«Brasilien ist einbeinig»

Moacyr Scliars Roman-Biographie über Oswaldo Cruz

«Er wird kommen, Oswaldo. Vom Himmel: im Flugzeug wird er kommen (. . .). Aber es wird nicht mehr eine dieser wackligen Flugmaschinen sein, die Santos Dumont einst entwarf und die Du noch kennengelernt hast. Heute durchqueren riesige Flugschiffe den Luftraum. Dieses hier transportiert in seinem Bauch vierhundert Passagiere: Brasilianer aus New York und Disneyland (. . .) einige amerikanische Touristen mit geblühten Hemden, voll Begeisterung (. . .), aber auch voll Besorgnis über die Cholerameldungen und die Welle der Gewalt.»¹

Der Ich-Erzähler in *Moacyr Scliars* Roman-Biographie über *Oswaldo Cruz (1872–1917)*, den brasilianischen Louis Pasteur, ist ein ruiniertes, alkoholsüchtiger Mediziner aus den Armenenvierteln Rio de Janeiros. Dieser Erzähler wartet auf einen amerikanischen Forscher, der eine Doktorarbeit über Oswaldo Cruz schreiben will. In der Erwartung seines Besuches führt der anonyme Arzt einen Dialog mit der Flasche und mit seinem Idol – Oswaldo Cruz, Begründer der Bakteriologie und Mikrobiologie in Brasilien. Wer war dieser Mann?

Der Held der Moskitos

Oswaldo Cruz wurde am 5. August 1872 als Sohn des Arztes Bento Gonçalves Cruz in São Luís do Piratininga im Staat São Paulo geboren. 1877 beschloß der Vater, nach Rio de Janeiro überzusiedeln, um dem Sohn eine anständige Ausbildung zukommen zu lassen. Oswaldo Cruz stand ganz unter dem Einfluß seines starken, autoritären und wortkargen Vaters. Eines Tages erwischte Dr. Bento seinen Sohn beim Rauchen. Auf die unvermeidliche Gardinenpredigt reagierte der Sohn mit der kritischen Frage: «Aber Papa raucht doch auch?»² Das Argument war schlagend. Weder Vater noch Sohn griffen je wieder zur Zigarette. 1892 schloß Oswaldo Cruz sein Medizinstudium mit einer Dissertation über die Fortbewegung von Mikroben im Wasser ab. Im gleichen Jahr starb sein Vater, ein Schlag, von dem sich der Sohn ein Leben lang nicht wieder erholen sollte. 1893 heiratete Oswaldo Emilia Fonseca, die ihm sechs Kinder schenkte. Der Schwiegervater, ein begüterter Landbesitzer, schickte ihn 1896 nach Paris und erfüllte ihm damit den Traum seines Lebens. Frankreich galt damals als intellektuelle und geistige Vormacht der Welt, das Französische war die Zweitsprache aller gebildeten Brasilianer. In Paris suchte Oswaldo Cruz alsbald das Mekka seiner Träume auf – das *Institut Pasteur*, Zentrum der experimentellen Medizin und der Mikrobiologie, der seine ganze Leidenschaft galt. Enge Beziehungen banden das Institut an Brasilien: Kaiser Pedro II. hatte neben dem russischen Zaren den größten Beitrag zur Finanzierung des Unternehmens geleistet. Unter der Anleitung von Pasteurs Schüler *Emile Roux (1853–1933)* machte sich Oswaldo Cruz mit den modernsten medizinischen Techniken und Methoden seiner Zeit vertraut. Zum ersten Mal in der Geschichte der Medizin war es möglich geworden,

¹ Moacyr Scliar, *Sonhos tropicais*. Companhia das Letras, São Paulo 1992, S. 5.

² Clementino Fraga, *Vida e obra de Oswaldo Cruz*. (Documentos brasileiros, 153). Olympio, Rio de Janeiro 1972, S. 8ff.

²² Vgl. Hans Paarhammer, *Das Kirchenrecht im Dienste der Seelsorge*, in: *ThPQ* 139 (1991), 6.

den infernalischen Zyklus der Infektionskrankheiten zu durchbrechen. Die Wissenschaft von den Mikroorganismen beseitigte das jahrhundertalte Handikap der Hygienemedizin, die sich als unfähig erwies, Seuchen und Epidemien zu bekämpfen, eine Herausforderung, die angesichts der raschen Industrialisierung und Verstädterung im 19. Jahrhundert immer bedrohlicher wurde.³ Das *Institut Pasteur* nahm in Frankreich im französischen Wissenschaftsbetrieb eine Sonderstellung ein: es war unabhängig vom Staat und von der Pariser Universität. Die Mittel stammten aus privaten Stiftungen und dem Verkauf von Serum und Impfstoff – kurzum, ein Modell, das sich hervorragend zur Nachahmung in einem kapital schwachen Staat Südamerikas eignete.⁴ Der Erfolg beruhte auf einer Kombination aus Forschung, Produktion, Unterricht und erwies sich alsbald als äußerst nützlich für die kolonialen Interessen Frankreichs in Übersee: 1893 brach in Hongkong die Beulenpest aus. Alexandre Yersin und Shibasaburo Kitasato gelang es, den Pestbazillus (*Pasteurella pestis*) zu isolieren. In Nha-Trang (Vietnam) entstand das erste Labor zur Herstellung von Pestserum, das die französischen Kolonien vor der tödlichen Seuche bewahrte.⁵ All diese Errungenschaften waren an der brasilianischen Medizin nahezu spurlos vorübergegangen. Als Oswaldo Cruz von Frankreich nach Brasilien zurückkehrte, verfügte er über einen entscheidenden Wissensvorsprung gegenüber der Mehrzahl seiner Kollegen. Er kam aus Paris, brachte die moderne Medizin nach Hause und wartete auf eine Gelegenheit, sie anwenden zu können.

1899 wurden in der Hafenstadt Santos Fälle von Beulenpest festgestellt. Die brasilianische Regierung beorderte Oswaldo Cruz nach Santos, um den Dingen auf den Grund zu gehen. Der junge Arzt diagnostizierte nicht nur die Pest, sondern warnte eindringlich: in Kürze werde die Pest auf Rio de Janeiro übergreifen, die Hauptstadt des Landes.⁶ Die Regierung war zum Handeln gezwungen: die Zukunft der brasilianischen Kaffeeproduktion hing seit der Abschaffung der Sklaverei (1888) von der Zuwanderung europäischer Immigranten ab. Wenn sich in Europa die Nachricht verbreitete, daß in Brasilien die Pest ausgebrochen sei, konnte dies leicht den Kollaps der gesamten Kaffeindustrie nach sich ziehen und zum Ruin des Landes führen.⁷ Die Sanierung der Hauptstadt und die Bekämpfung der grassierenden Seuchen wurde zum Testfall für die ganze Nation. Zum ersten Mal in der Geschichte des Landes war die Qualität des Gesundheitswesens zum Eignungstest für die Nation geworden. Nur, wenn es gelang, Pest, Gelbfieber und Pocken zu besiegen, stand Brasilien der Weg in die Moderne offen.

Die brasilianische Regierung, aufgeschreckt durch die Nachricht von der herannahenden Pest, gab ihr Einverständnis zur Gründung eines Serum-Instituts und stellte dafür das Gut von Manginhos, 13 Kilometer außerhalb der Hauptstadt, zur Verfügung. Auf der Suche nach einem geeigneten Techniker zur Leitung des Instituts gelangte man an Emile Roux, den damaligen Leiter des *Institut Pasteur*. Dieser empfahl Oswaldo Cruz. Der junge Doktor aus Paris mit seinen knapp dreißig Jahren, seiner eleganten Kleidung, schwarzen Anzügen und weißen Krawatten, wurde damit zum Leiter der Kampagne gegen die Pest in Brasilien. Er war zu diesem Zeitpunkt nahezu unbekannt, ein unbeschriebenes Blatt. Dies sollte sich bald ändern.

1902 fanden in Brasilien Präsidentschaftswahlen statt. Wahlsieger war *Francisco de Paula Rodrigues Alves* (1848–1919), ein

Sproß der Kaffeepflanzer von São Paulo. Als Präsident seines Staates hatte er es übernommen, das Gesundheitswesen neu zu organisieren. Er zählte somit zu den wenigen Politikern Brasiliens, die die Bedeutung der modernen Medizin für die Entwicklung des Landes beurteilen konnten. Rodrigues Alves hatte hochfliegende Pläne: Rio de Janeiro, die Vitrine Brasiliens, sollte zum Schmuckstück werden. Aus einer dreckigen Stadt, deren 600 000 Einwohner in unhygienischen Behausungen ohne Kanalisation und minimale medizinische Versorgung lebten, sollte das «Paris Amerikas» werden, mit großen Boulevards, prächtigen Parks und klassizistischen, repräsentativen Staatsbauten.⁸ Das größte Hindernis auf diesem Weg waren die zahlreichen Seuchen, die den Ruf Rio de Janeiros im Ausland ruiniert hatten. Oswaldo Cruz selbst hatte bei seinem Aufenthalt in Paris an der Agentur Havas ein Schild gesehen: «Direkte Verbindungen nach Argentinien ohne Zwischenhalt in den gelbfieberterseuchten Häfen Brasiliens.»⁹ Dies sollte nun anders werden. Vor Präsident Rodrigues Alves entwarf Oswaldo Cruz einen ehrgeizigen Plan zur Sanierung der Hauptstadt. Sein erstes Ziel war die Ausrottung des Gelbfiebers. Als Vorbild diente ihm die Kampagne der amerikanischen Militärärztekommision in Kuba, der es innert weniger Jahre gelungen war, durch systematische Bekämpfung der Mücke *Aedes aegypti* die Zuckerinsel vom Gelbfieber zu befreien. Nach seiner Ernennung zum Generalinspektor des Gesundheitswesens erklärte Oswaldo Cruz 1903 der Gelbfiebermücke den Krieg. Die Hauptstadt wurde in zehn Bezirke eingeteilt. Mit Hilfe einer Brigade von «Mückentöttern» (*mata-mosquitos*) wurden alle Häuser durchkämmt, stehende Wasser – die Brutstätten der Mücken – beseitigt, Kranke isoliert, Mückenlarven vernichtet. Kein Tag verging, ohne daß Oswaldo Cruz und seine 85 «Mückentöter» nicht in der Presse angegriffen wurden. Karikaturen zeigten den «Helden der Moskito» als Ritter von der traurigen Gestalt, der mit der Spritze in der Hand gegen sirrende Mücken zu Felde zog. Andere stellten ihn als Totengräber öffentlicher Finanzen bloß.¹⁰ Offene Feindschaft ging von der Medizinischen Gesellschaft aus, die den Feldzug des jungen, dreißigjährigen Kollegen mit Neid und Mißgunst verfolgte. Oswaldo Cruz focht dies alles nicht an. Den Journalisten und Kollegen, die ihn zu einer Stellungnahme drängten, hielt er entgegen: «Meine Antwort wird die Ausrottung des Gelbfiebers sein.»¹¹ 1904 reichte ein erboster Bewohner der Hauptstadt beim Obersten Gerichtshof des Landes ein *Habeas-corpus*-Gesuch wegen Hausfriedensbruchs ein, um sich dem Zugriff der «Mückentöter» zu entziehen. Zu diesem Zeitpunkt war die Aktion bereits ein voller Erfolg. Die Presse hatte ihre Meinung geändert und nahm nun für Oswaldo Cruz Partei. Das Gesuch wurde letztinstanzlich abgelehnt. 1906, drei Jahre nach Beginn der Kampagne, erklärte Oswaldo Cruz Rio frei von Gelbfieber. Eine Schlacht hatte er gewonnen. Die giftigste Feder seiner Zeit, der parnassianische Dichter *Olavo Bilac* (1865–1918) zollte ihm Anerkennung: «Es ist kaum zu glauben, aber dennoch wahr. Es ist Februar, die Grillen zirpen, die Sonne versengt die Stadt – und kein Gelbfieber.»¹²

Der Torquemada der Ratten

«Die Pest ist etwas anderes, Oswaldo», sagt der Ich-Erzähler in Moacyr Scliar's Roman-Biographie.¹³ «Das Gelbfieber ist eine schwere, oft tödliche Krankheit. Die Pest ist es auch, und mehr noch. Die Pest erinnert an biblische Plagen und Strafen des Himmels (...). Pest heißt Ratten (...): «Wage es nicht, Oswaldo – so sagen sie –, uns anzugreifen. Wir sind hier seit

³ Jaime Larry Benchimol, Manquinhos. Do sonho à vida. Fundação Oswaldo Cruz, Rio de Janeiro 1990, S. 5ff.

⁴ Ebenda (vgl. Anm. 3), S. 10f.

⁵ Nancy Stepan, *Gênese e evolução da ciência brasileira*. Artenova, Rio de Janeiro 1976, S. 67–70; englische Version: N. Stepan, *Beginnings of Brazilian science*. Oswaldo Cruz, medical research and policy, 1890–1920. Science History Publications, New York 1976.

⁶ Heráclides de Souza Araújo, *Oswaldo Cruz – sua vida e sua obra*, in: *Revista do Instituto Histórico e Geográfico Brasileiro* 250 (1961) S. 157–272.

⁷ Nancy Stepan, ebenda (vgl. Anm. 5), S. 84f.

⁸ Oswaldo Cruz, in: *Grandes personagens de nossa história*. Ed. Victor Civita. Abril Cultura, São Paulo 1970, Band 4, S. 861–869.

⁹ Clementino Fraga, ebenda (vgl. Anm. 2), S. 59–70.

¹⁰ Edgard de Cerqueira Falcão, *Oswaldo Cruz*. Monumenta histórica. Band 1. Oswaldo Cruz na caricatura. São Paulo 1971–1973.

¹¹ Clementino Fraga, ebenda (vgl. Anm. 2), S. 62.

¹² Vgl. Anm. 8, S. 873.

¹³ Moacyr Scliar, ebenda (vgl. Anm. 1), S. 114.

Jahrhunderten. Mit den ersten Karavellen sind wir gekommen. Und wir werden bleiben.»

Wiederum folgte Oswaldo Cruz nordamerikanischem Vorbild: ein gezielter Kampf gegen die Ratten hatte nach der Besetzung der Philippinen durch die USA (1898) die Pest auf dem asiatischen Archipel beseitigt. Die brasilianische Regierung bewilligte einen Sonderkredit für den Ankauf von Ratten. Der «Mann mit der Trompete» (*homem da corneta*) zog durch die Strassen und kaufte Ratten für den erklecklichen Betrag von 300 000 Reis.¹⁴ Gelegenheit macht Diebe: Betrug und Schindluder begleiteten die Rattenkampagne vom ersten Moment an. Moacyr Scliar erfindet dafür eine Figur, den *Amaral der Ratten*.¹⁵ «Amaral ist ein Mann mit viel Initiative. Dein Angebot, Ratten zu kaufen, interessiert ihn (...). Amaral liebt die Ratten (...). Amaral wird festgenommen und gesteht: Nicht nur hat er Ratten aus anderen Staaten importiert, sondern auch von fremden Schiffen heruntergeholt – Ratten, die nicht als brasilianisch gelten konnten. Ein Gesuch um *Habeas-corporis* erwirkt seine Freilassung. Die ganze Stadt lacht über die Episode.» Einmal mehr zieht die gesamte Presse über den «Torquemada der Ratten» her. Trotz Anfeindungen, Karikaturen und Spottversen kann der «Torquemada» am 4. April 1904 den Sieg der modernen Medizin über die Pest verkünden. Aber die härteste Probe steht noch bevor.

Lampenkiller und Impfkrieg

«Du meinst, Oswaldo, die Kampagne gegen die Pocken werde einfacher. Schließlich ist es eine ansteckende Krankheit (...) und obendrein vermeidbar: vor mehr als einem Jahrhundert hat der Engländer Edward Jenner die Impfung eingeführt (...). Aber Du täuschst Dich, Oswaldo. Einmal mehr irrst Du Dich.»¹⁶ Am 26. Juni 1904 wurde die obligatorische Pockenimpfung eingeführt. Das Dekret stieß auf heftigsten Widerstand bei der Bevölkerung, die fürchtete, mit Rattenblut geimpft zu werden. In der Presse wurde die Vorlage von den Positivisten bekämpft, die darin eine Einschränkung der individuellen Freiheiten sahen. Flammende Pamphlete gegen den «Kodex der Qualen» (*Código de Torturas*) wurden verteilt.¹⁷ «Bürger! Eine anti-republikanische Regierung – mehr noch! Eine anti-patriotische Regierung, angeführt von einem Scharlatan ohne Arztpraxis will das Vaterland in die Steinzeit zurückholen, in die Zeit vor den Sklavenhaltern, und aus dem Volk eine Brutstätte von Versuchskaninchen machen!» Die Arbeiterschaft schloß sich mit den Positivisten und unzufriedenen Armeeeoffizieren zur Liga gegen den Impfwang (*Liga contra a Vacina Obrigatória*) zusammen. Am 10. Dezember 1904 nahm die Polizei einen jungen Mann fest, der eine Brandrede gegen die Pockenimpfung hielt. Daraufhin kam es zum Aufstand der Lampenkiller (*Quebra-Lampião*).¹⁸

Eine Revolte fegte über die Stadt hinweg, Straßenbahnen wurden umgeworfen, Barrikaden errichtet. Kriegsschiffe lenkten ihre Rohre auf die Innenstadt. Gleichzeitig erhob sich die Kadettenschule der Infanterie unter General Silvestre Travassos, um Präsident Rodrigues Alves zu stürzen. Oswaldo Cruz mußte unter Kugelregen aus seinem Haus fliehen. Die Polizei schlug den Aufstand erbarmungslos nieder. Der Impfwang war nur noch ein Vorwand. Rodrigues Alves weigerte sich, den Rücktritt seines Gesundheitsinspektors anzunehmen. Die obligatorische Pockenimpfung wurde wieder aufgehoben. Epidemien folgten. Ein Sündenbock mußte gefunden werden. Dazu Scliar:¹⁹ «Du bist ein gezeichneter Mann, Os-

waldo (...). Ein Kopf rollt, die Blicke folgen ihm und finden zur Einheit zurück (...). Dein Kopf ist ideal.» Oswaldo Cruz verläßt die Schalthebel der Macht und konzentriert seine ganze Energie auf das Institut in Manguinhos, aus dem er ein brasilianisches *Institut Pasteur* machen wird. Die Konstruktion des exotischen Palastes mit seiner Morisko-Architektur wird aus den Überresten der Gelder für das öffentliche Gesundheitswesen finanziert. Schließlich kommt der große internationale Durchbruch: Beim 14. Hygiene-Kongreß in Berlin (1907) erringt Brasilien, vertreten durch Oswaldo Cruz und seine Mitarbeiter, den ersten Preis.²⁰ Manguinhos wird zum Bollwerk der modernen brasilianischen Wissenschaft. Die Europäer sind begeistert von der Ausstellung – Leber-Präparate von Gelbfieberkranken in Kayserling-Flüssigkeit, riesige Sammlungen von Käfern und brasilianischen Moskitos. Der Triumph ist vollkommen. Dank der Unterstützung durch die internationale wissenschaftliche Gemeinschaft gelingt es Oswaldo Cruz, in seinem Land den Durchbruch zu erzielen: bei seiner Rückkehr wird er stürmisch begrüßt. Das «Paris Amerikas» hat seinen Pasteur zu feiern. Die Zukunft scheint gesichert. Oswaldo Cruz selbst bleibt jedoch nur wenig Zeit übrig. Ein schweres Nierenleiden setzt ihm immer mehr zu. Muskelkrämpfe, Sehschwäche und schließlich völlige Blindheit hindern ihn an der Arbeit. Bei seinem Tod am 11. Februar 1917 hinterläßt er eine weltweit anerkannte Institution, Symbol der Moderne in einem Land der Dritten Welt. Ein großes gesundheitliches Risiko war mit Hilfe der modernen Medizin beseitigt worden. Das Paradigma der Wissenschaft verschob sich von Europa in die USA, die bei den Kampagnen gegen Gelbfieber und Pest Pate gestanden hatten.²¹

Der «Brazilianist» – eine exotische Spezies

«Es ist ungerecht, was er mit Dir machen will. Er kommt hierher, um die Vergangenheit auszugraben, Oswaldo – wozu? Um Dich uns wegzunehmen (...). Er will Dich ausnützen (...). Wer garantiert Dir, daß sie nicht noch weitergehen werden (...) ein Broadway-Musical aus Dir machen (...) wie jene *Evíta*, die ganz Argentinien lächerlich gemacht hat?»²² So sinniert der Ich-Erzähler vor sich hin, ein 34-jähriger Mann, Arzt und arbeitslos, im Dialog mit seiner Flasche. Das Paradigma der brasilianischen Moderne, Oswaldo Cruz, erscheint aus der heutigen Perspektive mehr als nostalgische Erinnerung denn als Meilenstein der Moderne. Ein Schatten fällt auch auf die USA, das große Vorbild des brasilianischen Gesundheitsarztes bei der Bekämpfung des Gelbfiebers und der Pest: Als in den dreißiger Jahren die nordamerikanischen Ethnologen und Soziologen nach Brasilien kamen, wurden sie mit offenen Armen aufgenommen, denn Brasilien war eben dabei, die Geschichte der eigenen Gesellschaft zu erforschen. 1934 wurde die Philosophisch-Historische Fakultät der Universität von São Paulo begründet, an der *Fernand Braudel*, *Claude Lévi-Strauss*, *Roger Bastide* und *Giuseppe Ungaretti* lehrten.²³ Nach dem Krieg, in den sechziger und siebziger Jahren, schlug das Barometer um. Ein neuer Begriff machte die Runde: «Brazilianist». 1969 von *Francisco de Assis Barbosa* geprägt, bezeichnete er die Generation nordamerikanischer Historiker und Politologen, die sich nach 1964 mit Brasilien beschäftigten und dabei häufig Zugang zu Archiven hatten, die den Brasilianern selbst unter der Militärdiktatur verschlossen blieben. Der Begriff erhielt bald einen negativen Beigeschmack: Am 17. November 1977 zeichnete der Cartoonist *Jaguar* in der satirischen Zeitschrift «*Pasquim*» ein Porträt dieser exotischen Spezies:²⁴ «Seit einiger Zeit sind hier seltsame Wesen aufgetaucht, die sich «Brazilianists» nennen, bei der Bevölkerung großes Er-

¹⁴ Vgl. Anm. 8, S. 874.

¹⁵ Moacyr Scliar, ebenda (vgl. Anm. 1), S. 115ff.

¹⁶ Ebenda, S. 120.

¹⁷ Clementino Fraga, ebenda (vgl. Anm. 2), S. 76–82.

¹⁸ Vgl. Anm. 8, S. 873f.; Jaime Larry Benchimol, Pereira Passos. Um Haussmann tropical. A. renovação urbana da cidade do Rio de Janeiro no início do século XX. (Biblioteca carioca, 11). Secretaria Municipal de Cultura, Turismo e Esportes, Rio de Janeiro 1992, S. 298–305.

¹⁹ Moacyr Scliar, ebenda (vgl. Anm. 1), S. 176ff.

²⁰ Clementino Fraga, ebenda (vgl. Anm. 2) S. 131–134.

²¹ Jaime Larry Benchimol, ebenda (vgl. Anm. 3), S. 55.

²² Moacyr Scliar, ebenda (vgl. Anm. 1), S. 174f.

²³ Emília Martins, Brasil, Brazil. A cena tropical e os seus bastidores, in: *Tuttamerica*. Letterature d'America Nr. 41–42 (1990), S. 181–196.

²⁴ Ebenda.

staunen und bei den einheimischen Fachkollegen großen Neid auslösen.» Ein Klima gegenseitigen Mißtrauens stellte sich ein, eine Mischung aus Minderwertigkeitsgefühlen und nationalistischen Abwehrreflexen von seiten der Brasilianer, eine gewisse Überheblichkeit und Arroganz seitens der nordamerikanischen Forscher, die ihre brasilianischen Kollegen nur als Informationsquellen betrachteten.²⁵ Die Begegnung zwischen dem Ich-Erzähler und dem nordamerikanischen Forscher findet schließlich nicht statt. Der Amerikaner wird überfallen, ausgeraubt und angeschossen. Er fliegt in die USA zurück, ohne seine Arbeit über Oswaldo Cruz geschrieben zu haben. Der tropische Traum hat nicht stattgefunden – weder für den Nordamerikaner auf der Suche nach einem Dissertationsthema, noch für den brasilianischen Arzt, der sich wissenschaftliche Respektabilität erhofft hatte. Die Illusionen enden vor der Flasche:²⁶ «Im Flugzeug ist er gekommen, im Flugzeug wird er abreisen. Der Mann, der mit Oswaldo Cruz gesprochen hat, bleibt zurück, immer weiter zurück.» Die tropischen Träume sind ausgeträumt – eine melancholische Meditation über ein Jahrhundert mißlungener Modernisierung.

Saci, der Einbeinige, und der Kollaps der Moderne

Rio de Janeiro, November 1904. Oswaldo Cruz sitzt in seinem leeren Haus, die Familie ist geflohen, Steine fliegen, draußen tobt der Mob und will sich nicht impfen lassen. Da hört er im Hintergrund ein hämisches Lachen und fährt herum:²⁷ «Er ist es, Saci. Er ist gekommen, um Dich auszulachen, der einbeinige Neger. Du tust so, als wäre er nicht da. Vergebens. Du weißt, er schaut Dich spöttisch an (...). «Wir sind arm und bescheiden, Oswaldo. Uns fehlt Deine Arroganz. Wir halten uns nicht für die Apostel der Wissenschaft wie Du.» Saci, der Einbeinige, ist eine der bekanntesten Figuren der brasilianischen Volkskultur. Er hüpfte auf einem Bein daher, raucht die Pfeife und trägt ein rotes Käppi auf dem Kopf, das ihm magische Kräfte verleiht. Er ist ein Kobold, der im Haus Zwiebraten stiftet und seinen Mitmenschen mit lautem nächtlichem

²⁵ Sérgio Miceli, *A desilusão americana. Relações académicas entre Brasil e Estados Unidos*. Sumaré, São Paulo 1990, S. 10, 46; Emília Martins, *Brasil, Brazil. A cena tropical e os seus bastidores*, in: *Tuttamerica. Lettatura d'America*. Nr. 41-42 (1990), S. 181-196.

²⁶ Moacyr Scliar, ebenda (vgl. Anm. 1), S. 209f.

²⁷ Ebenda, S. 168f.

ORIENTIERUNG

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich
Telefon (01) 2010760, Telefax (01) 2014983

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1994:

Schweiz: Fr. 46.- / Studierende Fr. 32.-
Deutschland: DM 54.- / Studierende DM 36.-
Österreich: öS 400.- / Studierende öS 270.-
Übrige Länder: sFr. 42.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 500.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Vontobel Druck AG, 8620 Wetzikon

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Pfeifen den Schlaf raubt.²⁸ In Scliars Roman-Biographie verkörpert Saci den Selbstzweifel, die komische Gegenfigur zu Oswaldo Cruz, dem Helden der Moderne. Der Sprung ins 20. Jahrhundert wird nicht gelingen, Brasilien ist einbeinig. Geschichte machen ist ein müßiges Unterfangen, die Moderne wird zur Illusion. Angstvoll fragt sich Oswaldo Cruz in der Nacht der Revolte:²⁹ «Wo ist sie denn, die Zivilisation? Ist sie vielleicht nur eine dünne Hülle, die knapp die glühende Lava der Barbarei bedeckt?»

Was für Oswaldo Cruz nur ein nagender Zweifel war, wird für den Ich-Erzähler zur Gewißheit. Die Moderne ist ein Luftschloß: von tausend lebendgeborenen Brasilianern werden neunzig sterben, bevor sie noch das fünfte Altersjahr erreicht haben. Nur neunzig von ihnen werden die Volksschule abschließen. Vier Millionen Kinder streuen heimatlos durch die Straßen, eine halbe Million Jugendlicher lebt von der Prostitution.³⁰ Hatte Oswaldo Cruz sein Leben für die Pockenimpfung riskiert, so ist es um die Gesundheit in Brasilien auch heute noch schlecht bestellt – eher ein gutes Geschäft, denn ein Zeichen sozialen Fortschritts. Dengue-Fieber, Chagas-Krankheit, Tuberkulose und andere Seuchen grassieren weiter und werden auch geduldet, solange sie sich auf arme Regionen oder Stadtviertel beschränken. Nur, wenn die Kinder der Reichen bedroht sind, greift der Staat ein und zieht zum Beispiel gegen die Kinderlähmung zu Felde. Die Lebenserwartung der wohlhabenden Minderheit liegt höher als in Europa oder in den USA. Die Alterung des Körpers wird mittels Geriatrie und Schönheitsoperationen hinausgezögert, während 80 Prozent der Bevölkerung nach wie vor ohne jede ärztliche Hilfe auskommen muß.³¹

Das Elend der Modernisierung hat in Brasilien eines der unstabilsten, abhängigsten und gewalttätigsten Gesellschaftssysteme der Welt geschaffen. Die Modernisierung ist zur Elendsfabrik geworden – hundert Jahre nach dem «Held der Moskitos» und «Torquemada der Ratten» wahrhaftig keine überragende Bilanz. Ein tropischer Traum der Moderne – breite Boulevards, schöne Parks, elegante Gebäude – droht, im Dschungel der Städte unterzugehen. Zerstörung der Umwelt, Mord an Straßenkindern, Korruption und Gewalt haben dem Ansehen Brasiliens arg zugesetzt.

«Zuerst habe ich Kranke behandelt. Dann fing ich an, im öffentlichen Gesundheitsdienst zu arbeiten. Das ist etwas völlig anderes – eine Beschäftigung mit der sozialen Realität», erklärte Moacyr Scliar in einem Interview.³² «Einerseits die Erfahrung mit Krankheit, Leiden und Tod. Andererseits die beängstigende gesellschaftliche Wirklichkeit unserer Länder.» Aus der Arbeit als Leiter des Gesundheitsdienstes im Staat Rio Grande do Sul erwuchs die große Bewunderung für die Person und die Arbeit des Oswaldo Cruz, aber auch die angstvolle Frage: Was ist von ihm geblieben? Der «Torquemada der Ratten» erscheint in Moacyr Scliars Roman-Biographie als exemplarischer Brasilianer, der mit seiner Arbeit den Sprung in die Moderne verkörpert, eine Moderne jedoch, die mehr Wunschtraum geblieben denn Realität geworden ist. Der Kampf gegen die Windmühlen der Ignoranz, Krankheit und Bürokratie endet mit einem Sturz und gebrochenen Knochen. Übrig bleibt eine wehmütige Meditation im Dialog mit der Flasche.³³ «Leser, kennt Ihr den Oswaldo / Eleganter Mann, hübscher Mann / Er tötet das Gelbfieber, tötet die Mücken / Geblieben ist nur ein letzter Rest.»

Albert von Brunn, Zürich

²⁸ Luís da Câmara Cascudo, *Saci*, in: *Dicionário do folclore brasileiro*. (Coleção Dicionários especializados, 3), Instituto Nacional do Livro, Brasília 3a ed. rev. e aum. 1972, Band 2, S. 776.

²⁹ Moacyr Scliar, ebenda (vgl. Anm. 1), S. 153.

³⁰ Cristovam Buarque, *O colapso da modernidade brasileira e uma proposta alternativa*. Paz e Terra, Rio de Janeiro 2a ed. 1991, S. 15, 17, 53.

³¹ Ebenda, S. 71-74.

³² Moacyr Scliar, *Implicações do fantástico na literatura brasileira contemporânea*, in: *Brasil/Brazil 3* (1990) Nr. 4, S. 103.

³³ Moacyr Scliar, *Sonhos tropicais* (vgl. Anm. 1), S. 212.